

Aufsätze in den Karl-May-Jahrbüchern

von

Dr. Wolf Hasso Erich Wulffen

(03.10.1862 - 10.07.1936)

Karl-May-Jahrbuch 1923
Hrsg. Max Finke + Euchar A. Schmid

[Der Läuterungsgedanke bei Karl May](#)

Karl-May-Jahrbuch 1925
Hrsg. Ludwig Gurlitt + Euchar A. Schmid

[Kunst und Verbrechen](#)

Karl-May-Jahrbuch 1926
Hrsg. Ludwig Gurlitt + Euchar A. Schmid

[Im Reich der Schelme](#)

Karl-May-Jahrbuch 1927
Hrsg. Ludwig Gurlitt + Euchar A. Schmid

[Das Kriminelle in der Weltliteratur](#)

Erich Wulffen erwähnte 1908 Karl May in seinem Buch „Psychologie des Verbrechers“ zwar ohne Namensnennung, aber doch leicht erkennbar, was Karl May in seiner Autobiografie zornig kommentierte: »Ich erinnere daran, daß ich von einem Dresdener Staatsanwalt sogar aus nur rein "wissenschaftlichen" Gründen an diesen Pranger genagelt worden bin, ... ! Er konnte nicht einmal meinen Tod abwarten und behauptete, durch einen Gesetzesparagrafen zu dieser Vivisektion berechtigt worden zu sein.« [LuS 1910, 308/309.]

Später kam es zu einer Annäherung zwischen Wulffen und Klara May bzw. dem Karl May-Verlag, woraus die Aufsätze in den Jahrbüchern resultierten. Im Auftrag des Verlags wertete Wulffen die Straftaten Mays aus („Karl Mays Inferno“). Das Manuskript wurde von Klara May in ihrem fragwürdigen Bemühen, das Ansehen Karl Mays rein zu erhalten, verbrannt (Brief von Roland Schmid an Fritz Maschke, Karl-May-Jahrbuch 1979, S. 237-242, KMV 1979). Wohl mit Rücksicht auf den Willen Klara Mays wurde die im Karl May-Verlag angefertigte Abschrift bis heute nicht veröffentlicht.

Lediglich der Aufsatz aus dem Jahrbuch 1923 stellt eine unmittelbare Auseinandersetzung mit Leben und Werk von Karl May dar, in den anderen Aufsätzen wird der Name Karl May selten erwähnt, der Kenner von Mays Biographie wird jedoch unschwer zahlreiche Parallelen finden.

Zu Leben und Werk siehe: http://de.wikipedia.org/wiki/Erich_Wulffen

Zum Text: Der Text wurde zeichengenau erfasst. Fußnoten wurden aus dem Original übernommen, lediglich die Nummerierung wurde geändert. Korrekturen/Ergänzungen sind in [] eingefügt.

Der Läuterungsgedanke bei Karl May

Von Ministerialdirektor Dr. Erich Wulffen

Wie sehr der Krieg und die Revolution eine Wandlung in der Auffassung der Geister im Gefolge gehabt haben, kann man ermessen, wenn man von der Warte der Gegenwart aus einmal ehrlich zu der Frage einer Kritik der Karl-May-Hetze, wie sie etwa vor zehn Jahren auf ihrem Höhepunkt stand, Stellung nimmt. Es handelte sich tatsächlich nicht um eine schärfste Kritik seiner schriftstellerischen Arbeiten, nicht um berechnete oder unberechnete noch so heftige Angriffe auf sein Werk oder sein Leben, sondern um nichts anderes als eine Menschenhetze schlimmster Art, auf die Vernichtung von Karl Mays Menschentum gerichtet. Der Fanatismus einzelner hatte sich in die Presse ergossen und nach bekannten psychologischen Gesetzen eine Massensuggestion ausgewirkt, wie wir sie im Kampf mit Deutschlands Feinden zur Genüge wiederholt kennen gelernt haben. Diese Massensuggestion bemächtigte sich der Presse, vor allem der bürgerlichen Presse, während die sozialistische sich zurückhielt; sie bemächtigte sich der Gebildeten, deren nur wenige ihrem Einfluß sich entziehen konnten, sie bemächtigte sich schließlich auch der Kreise der Ungebildeten. Alle, fast alle hatten in der Frage Karl May ihr vernünftiges Urteil verloren. Man galt für unverständlich oder wurde belächelt, wenn man der allgemeinen Verurteilung nicht zustimmte. Es gab kaum jemand, der imstande war, Mays Bücher vorurteilsfrei zu lesen.

Und heute, nach zehn Jahren fragen wird: wie war alles das möglich? Wir fassen uns an die Stirn und begreifen nicht mehr, daß im gebildeten Deutschland eine solche Grausamkeit aufkommen und sich ausbreiten konnte, deren sadistische Grundlage viel weniger zweifelhaft bleibt als man sie dem Erzähler von Faustschlägen, Fußtritten, Knebelungen usw. unterzuschieben versuchte. Die öffentliche Meinung, die von Zeit zu Zeit ihr Opfer haben will, glaubte in Karl May den Sündenbock gefunden zu haben, auf dem sie wieder einmal – es war vor dem Krieg! – ihren Uebermut, ihre Anmaßung, ihren Dünkel, ihren Haß, ihre Verachtung in die Wüste zu treiben wünschte. Der Angriff ging zunächst von einzelnen Wenigen aus, aber die Presse, die bürgerliche Presse durfte sich niemals in solcher Weise, wie es geschehen ist, zu ihrem Sprachrohr machen. Die Frage Karl May bildet kein Ruhmesblatt der deutschen Presse. Das kann man heute ganz offen aussprechen, niemand wird es bestreiten, alle sind sich darüber einig. Und deshalb soll es auch gesagt sein. Niemals ist gegen einen deutschen Schriftsteller, niemals gegen einen Schriftsteller der Weltliteratur überhaupt so grausam verfahren worden, wie gegen Karl May. Das Beispiel dieses Verfahrens ist einzigartig in der Kulturgeschichte, und die Deutschen haben es geleistet!

War das dieselbe Presse, die den Menschen Karl May zu Tod hetzte, die sonst lange vorher und zu derselben Zeit sich mit Recht dafür einsetzte, daß einem Menschen seine Jugendsünden nicht Zeit seines Lebens vorgehalten werden dürften, sondern nach einer Reihe von Jahren gelöscht, getilgt werden müßten? Hat dieselbe Presse es nicht mit Recht für unter ihrer Würde gehalten, bei Besprechung des recht mittelmäßigen Lustspiels „Zweimal zwei ist fünf“ des Dänen Gustav Wied eine Bemerkung über sein Vorleben zu machen? Hat sie bei kritischen Besprechungen von Oskar Wildes Werken, deren wir doch auch manche sehr mittelmäßige kennen, sich nicht gleichermaßen verhalten? Waren diese beiden ausländischen Schriftsteller nicht unangetastet hofftheaterfähig? Und doch die Hetze auf den deutschen Schriftsteller und Menschen Karl May? Und doch? Einmal, im jüngeren Fall Georg Kaiser, schien es, als wollte die Presse ähnlich verfahren. Der Psychologe horchte auf und war auf das Ergebnis begierig. Der Bericht über die Münchner Gerichtsverhandlung wurde durch die ganze Presse gezogen und Herr Kaiser mit kräftigen Glossen die Wahrheit gründlich gesagt. Dabei hatte dieselbe Presse einige Jahre vorher sich nicht Genüge tun können [können], diesen Schriftsteller, der gar kein Dramatiker ist, als den Sendboten einer neuen Bühnenliteratur zu feiern. Es schien, als hätte die Presse diese Beurteilung bereut, sich ihrer geschämt. Es scheint überhaupt, daß die Männer von der Presse über einen Gestrauchelten der Feder ein besonderes Scherbengericht lieben.

Was aber bei der moralischen Würdigung der Bücher Karl Mays durch die deutsche Presse am meisten auffiel, war die mir völlig unbegreifliche Nichtberücksichtigung des L ä u t e r u n g s g e d a n k e n s bei Karl May, der sich so sehr durch fast alle seine Werke schlingt, daß er bei deren sittlichen Wägung ohne weiteres in die Wagschale fallen mußte, und dem deshalb einige kurze Betrachtungen gewidmet sein sollen.

Schon wenn man die zu Mays Erstlingswerken zählenden Novellen, die um 1876 in verschiedenen Zeitschriften erschienen und dann 1903 zu einem Buche „Erzgebirgische Dorfgeschichten“ zusammengefaßt wurden (neu herausgegeben unter den Titeln „Aus dunklem Tann“ und „Der Waldschwarze“ 1921), ohne Voreingenommenheit betrachtet, fällt einem die strenge sittliche Gerechtigkeit auf, mit der menschliche Schuld schließlich entdeckt und bestraft, die Unschuld aber gerechtfertigt wird. Es kann keine Rede davon sein, daß die kriminellen Vorgänge, die in allen diesen Erzählungen vorkommen, um ihrer selbst willen geschildert würden. Wenn sie sich gleichwohl etwas aufzudrängen scheinen, so möchte ich diese Dorfgeschichten in ihrer einfachen und anmutigen Darstellung mit dem Volksmärchen zum Vergleich stellen, das mit ähnlichen Mitteln immer wieder den Kampf zwischen dem Guten und Bösen, der auch Mays Hauptthema fast in allen seinen Büchern bildet, und den endgültigen Sieg des Guten über das Böse mit unerbittlicher Gerechtigkeit schildert. Auch darin ähneln sie dem Volksmärchen, daß sie in ihrer Einfachheit und Anmut eine reizende und rührende Naivität und Poesie der Darstellung bringen, die an einzelnen Stellen an die besten Dorfgeschichten der deutschen Literatur heranreicht. Die Naturschilderungen und die Darstellung der einfachen Menschen muten so ursprünglich an, daß man hier einen bisher wohl übersehenen Schlüssel zu Mays Darstellungsweise überhaupt, auch in seinen späteren Reisewerken finden kann: die Naivität in seiner Darstellungsweise, die eben auch das Unmögliche möglich werden läßt. Wer dem Schriftsteller Karl May gerecht werden will, darf an diesen Dorfgeschichten, die er doch gleichwohl in einer Zeit wirtschaftlicher Bedrängnis schrieb, nicht vorübergehen. In einzelnen kräftigeren Charakterzeichnungen der Naturmenschen erinnern sie an den späteren Gerhart Hauptmann, der ja ebenfalls einfache Menschen auf der ländlichen Scholle schildert. Wäre May als Schriftsteller diesen Weg weiter gewandelt, hätte er die kriminellen Begebenheiten etwas mehr in den Hintergrund gerückt und die stärkere Entwicklung der Charaktere gepflegt, so wäre er zweifellos ein Rosegger geworden. In der anmutigen Erzählung „Die Rose von Ernstthal“ wird sogar ein recht beachtlicher Anlauf zur historischen Novelle unternommen. Alles in allem betone ich nochmals grundlegend die einfache, strenge und durchaus ungesuchte sittliche Gerechtigkeit in diesen Erzählungen.

Der reine Läuterungsgedanke findet sich in Karl Mays Reiseerzählungen so durchgehend offenbart, daß man, ohne die ganze Reihe seiner Bücher zu besprechen, nach Belieben einzelne zum Beweis herausgreifen darf. Zunächst ist Karl Mays ganzes Schrifttum überhaupt eine Hülle für seine eigene innere Läuterung; dessen wird man deutlich gewahr, wenn man es nicht in Einzelheiten zerpfückt, sondern in seiner Gesamtheit würdigt. Von diesem Standpunkt aus werden sofort die stärksten Mißverständnisse, die ihm nachteilig geworden sind, aufgeklärt. Wird es nicht verständlich, daß er, der in der europäischen Kultur – „im kalten selbstsüchtigen Abendland“ – als junger Mensch Schiffbruch litt, sein geistiges Leben zu den Naturvölkern Amerikas und des Orients flüchtet? Daß er hier ein besonderes, eigenartiges Dasein lebt: ist diese Hülle der inneren Läuterung nicht so deutlich und psychologisch folgerichtig, daß sie nie hätte verkannt werden dürfen? Und dann Einzelheiten. Er läßt sich in diesen Reiseerzählungen so oft nachrühmen und rühmt sich ebenso oft selbst nach, daß er immer, auch dem Gegner gegenüber, die reine Wahrheit spricht und die Lüge meidet. „Kara Ben Nemsis spricht nie die Unwahrheit.“ Die Lüge wird als der Untergrund aller menschlichen Untreue und Verwerflichkeit gekennzeichnet. Und gerade weil dies in so naiver Häufigkeit und Betonung geschieht: wer hörte nicht des Schriftstellers eignen Läuterungsschrei nach Wahrheit, nach unbedingter Wahrhaftigkeit heraus? Hier lebt er seine starke Sehnsucht nach Wahrheit aus, die er in den engen und unglücklichen Verhältnissen seiner Jugend unterdrückt, ja erstickt sah. Deshalb nun diese Freude an der Wahrheit, dieser Triumph der Wahrheit! Man lese mit dem von uns in den „Erzgebirgischen Dorfgeschichten“ gefundenen Schlüssel der Naivität seines Schrifttums die wunderlichen Reiseberichte, und alles scheinbar Dunkle wird klar. Jetzt versteht man, weshalb dieser Mann, der in seiner traurigen Jugend so

gar nichts gelten durfte, auf dem Boden der Begebenheiten seiner Erzählungen starke, wertvolle, edle Handlungen vollführt und als ein Führer gefeiert wird. Dabei betrachte man wieder die Naivität in der übertriebenen Darstellung, die so auffällig ist, daß sie auch dem Schriftsteller selbst nicht entgehen konnte und deshalb unbedingt nur vom Standpunkt des naiven Schrifttums aus richtig verstanden und gewürdigt wird. An diesen Heldentaten, auf dem Boden der Begebenheiten seiner Erzählungen geleistet, reckte sich der innere Mensch Karl May, sich immer läuternd, empor. Deshalb, man muß es begreifen, wurde er in seinen Schilderungen zu einem Münchhausen. Um sich zu läutern, ließ er im gefälligen Gewand so gern das Unmögliche möglich werden. Als Aufschneidereien werden solche schriftstellerischen Uebertreibungen nicht richtig charakterisiert, obwohl im gefälligen Sinn ein Anflug davon haften bleiben mag. May kann als vernünftiger Mensch unmöglich überzeugt gewesen sein, daß man ihm in Wirklichkeit alle diese nahezu herkulischen Heldentaten zutraute. Er rechnete mit der eignen Phantasie seiner Leser, ohne daß er ihnen die sittliche Symbolik, die vorläufig sein eignes Geheimnis bleiben sollte, verriet. Und bei alledem konnte sich seine glänzende Phantasie schriftstellerisch ausleben. Schon vor Karl May gab es Reiseberichte, in denen das Unmögliche als möglich dargestellt wurde, ohne daß der geneigte Leser von der Wirklichkeit unbedingt überzeugt sein sollte. Wenn Shakespeare beispielsweise seinen Othello, der durch die Schilderung seiner Abenteuer Desdemonas Liebe gewinnen wollte, von Menschen berichten läßt, deren Kopf unter den Schultern angewachsen sein sollte, so wollte wohl der Dichter seinen Hörer schwerlich an solche Wirklichkeit zu glauben zwingen. Und es ist nur ein bekanntes schriftstellerisches Kunstmittel zur Erhöhung der Wirkung, wenn May gelegentlich seinen Berichten einfließen läßt, er schreibe eigentlich nicht, sondern schildere nur wirkliche Begebenheiten. Und die Faustschläge, die Fußtritte, die Knebelungen, die man May so übel genommen hat? Sieht man nicht, daß sie ebenfalls nur Kunstmittel des Schriftstellers waren, der sich in den Kämpfen und Abenteuern, die er schilderte, gegenüber dem Feinde doch wehren mußte, aber das Empfinden seiner Leser nicht dadurch stören durfte, daß er Blut vergoß und tötete? Weshalb hat noch kein Psychologe diese Aufklärung gegeben? Karl May sagt es ja selbst immer wieder recht deutlich: ich wollte nicht töten!

Der allgemeine Läuterungsgedanke wird dann in Einzelercheinungen umgesetzt. Da erklärt im „Teufelsbauer“ („Aus dunklem Tann“) Heinemann: „Aber ich bin noch viel schlimmer gewesen als Du denkst. Daß mir der Hof verbrannt ist, das ist noch gelinde Strafe, die größte sitzt hier innen; da nagt der Wurm, der nie stirbt; und da frißt das Feuer, das nimmer verlischt. Friedemann, gib'ts keine Hilfe gegen diesen Brand? Du hast mir die Frau mit aus der Flamme gerettet; du könntest auch hier der Helfer sein, wenn du nur wolltest! ... Verzeih mir all die Missetat, die mir die Seele zermalmt wie ein Gebirge, das auf ihr liegt. Ich weiß, es ist schier unmöglich, was ich verlange, aber du bist bei all meiner Schlechtigkeit mir nimmer feindselig gewesen und du hast vielleicht auch jetzt Erbarmen!“ Und die Verzeihung Friedemanns erfolgt.

Da läßt sich Kara Ben Nemsî (Karl May) von dem ihm feindselig gesinnten Sklavenhändler Murad Nassyr („Im Lande des Mahdi“), der in seine Hände gefallen ist, geloben, mit dem Sklavenhandel zu brechen und sich von dessen Haupt Ibn Asl loszusagen. „Nichts leichter als das! Ich habe eingesehen, daß dieser Mann mein böser Dämon gewesen ist, daß er mein böser Geist bleiben will. Warum verlangt er meine Schwester? Warum nimmt er sie nicht, da ich sie ihm bringe? Warum lockt er mich mit ihr weiter und immer weiter in die Wildnis hinein?“ Kara Ben Nemsî erwirkt dem Sklavenhändler, der ihm nach dem Leben getrachtet hat, beim Emir Freiheit und Leben; Murad Nassyr schwört vom Sklavenhandel abzulassen, und hält seinen Eid.

Eine andere Läuterung läuft nebenher. Kara Ben Nemsî legt dem Wirt von Choy, der sich durch den Trunk um Glück und Vermögen gebracht hat, eindringlich ans Herz, vom Branntwein zu lassen. „Ich werde es tun, ich werde nicht mehr trinken, hier hast du meine Hand darauf. Ich werde deinem Gebot und dem Gebot Mohammeds Folge leisten, und Allah wird mir die Kraft geben, wieder ein guter Mensch zu werden und mein Weib und meine Kinder glücklich zu machen.“ Und am Schluß des Buches berichtet der selber geläuterte Ssali Ben Aqil, daß der Wirt von Choy sein Versprechen gehalten und den Branntwein gemieden hat. „Der Geist des Raki hat niemals wieder Einzug in seine Seele gehalten. Da sind der Schmutz und die Armut von

ihm gewichen; er hat die Liebe seines Weibes und seiner Kinder wieder gewonnen und ist abermals der geachtete Mann geworden, der er früher war.“

Noch wunderbarer ist die Läuterung dieses Ssali Ben Aqil selbst. Sein Vater Aqil, der Räuber und Mörder, der bisher gefühl- und gewissenlose Mensch, und er selbst werden von Kara Ben Nemsî und Halef Omar aus den Krallen der Bären befreit. Ben Ssali erklärt: „Du hast gesiegt, wie so oft über deine Feinde; aber diesen Sieg hast du nicht für dich errungen, sondern für einen, der weit höher steht als du. Gott ist die Liebe; du hast es gesagt und ich glaubte es nicht; nun aber wäre ich blind, wenn ich nicht sähe, daß du die Wahrheit besitzest, während ich im Irrtum wandelte. Du hast uns, deine Feinde, aus den Krallen des Todes befreit; wir sind dein Eigentum und legen unser Schicksal in deine Hände.“ Und Ssali, ein Lehrer und Prediger des Islam, hilft selbst mit, aus hartem dauerhaften Holz ein riesiges Kreuz zu zimmern und hoch auf der Vordermauer der Musallah, der finsternen Halle des Aberglaubens, aufzurichten. Dann knien die befreiten Kurden nieder und Kara Ben Nemsî betet das Vaterunser. Ssali verteidigt die Lehre Christi selbst auf die Gefahr hin, der Sklaverei und dem Tod überantwortet zu werden. Ben Nemsî geht später mit ihm von Alexandrien nach Jerusalem, um ihm die Heiligtümer des Christentums zu zeigen. Ssali hält sein Wort und wird, unter langwierigen Kämpfen gegen seine Verwandten und gegen seinen ganzen Stamm, ein Prediger der Liebe.

Je überraschender, ja je unwahrscheinlicher uns auf den ersten Blick solche Erfolge anmuten wollen, desto deutlicher steht der naive Schriftsteller Karl May vor uns, der in der Verherrlichung des Läuterungsgedankens schwelgt und deshalb das schier Unmögliche möglich werden läßt. Und er selber läutert sich, indem er sich in seinem Schrifttum übt, seinen eignen Feinden, deren er manche hatte, zu verzeihen. Also auch insoweit Symbolik.

Und abermals der Läuterungsgedanke im großen Stil in den Büchern „Ardistan und Dschinnistan“. Die Inschrift auf dem Grabstein der Witwe des Dschinnistani, den ihr Sohn auf der Insel der Heiden ihr setzen ließ: „Das Erdenleben ist ein Läuterungsfeuer, aus dem dich nur der Glaube befreien und zum wahren Menschen erheben kann!“ Dann die Geisterschmiede zu Märdistan, im Walde von Kulub, „in der ein jeder, der nach Sitara will, vom Schmerz und seinem riesigen, erbarmungslosen Gesellen geglüht, gehämmert, gefeilt und gestählt werden muß, um aus einem Gewaltmenschen in einen Edelmenschen verwandelt zu werden.“ Das weitere Bekenntnis: „Es gibt Menschen, die nicht leben, sondern gelebt werden, weil sie erst lernen müssen, was leben heißt. Einst hatte auch ich zu ihnen gehört. Ich war gelebt worden und hatte dies mit schwerem bitteren, viele Jahre langem Weh bezahlen müssen. Dann hatte ich mich von denen, die mich lebten, freigemacht. Eine böse, mühe- und enttäuschungsvolle Lehr- und Gesellenzeit war gefolgt. Und heute nun sah ich mich endlich, endlich vor die Notwendigkeit des Beweises gestellt, nicht mehr Knecht, sondern Herr meiner selbst zu sein.“ Wir erleben die Wandlung des vor innerer Sehnsucht verschmachtenden, von Gott zur Nächstenliebe geschaffenen, vom Schicksal aber zur Gewalttätigkeit verurteilten Herrschers von Ardistan. Die schier unfaßliche und doch so entzückend naive und rührende Weihnachtsfeier in der Hauptstadt des Mir von Ardistan mit Tannenbäumen, Kerzen und goldenem Sternenschmuck! Uns begegnen Abd el Fadl, der Fürst von Halihm, und seine Tochter Merhameh als menschengewordene Güte und Barmherzigkeit mit ihrem Einfluß. Der kriegerische Mir von Ardistan, der den Friedensfürsten von Dschinnistan von je mit unaufhörlichem Krieg überziehen wollte, gelobt vor dem gerechtesten und berühmtesten aller Maha-Lama in den unterirdischen Räumen der „Toten Stadt“ in Zukunft immerdar für den Frieden seiner Länder und Völker zu wirken. „Daß der Gewaltmensch sich zum Edelmenschen emporzubilden habe, ist eines meiner Ideale. Dazu gehört vor allen Dingen, daß das Niedrige in uns, das Tierische, überwunden wird.“ Es tobt die Schlacht am Dschebel Allah, da von unsichtbaren Mächten die Kanonen in die Schluchten und Abgründe gestürzt werden und aus dem Berg ein neugeborener Strom in die verödete Steppe hinabrauscht, und sie segnet. Das Paradies hat sie geöffnet und läßt seiner Erzengel Frage: „Ist Friede auf Erden?“ über die ganze Erde und über die ganze Menschheit erklingen. Alles Wandlungen! Wandlungen und Läuterungen! In uns und mit uns, in unserem Schriftsteller! Wer sieht sie nicht? Warum hat man sie nicht gesehen? Und endlich die letzte große Wandlung der ganzen

Menschheit. „Friede auf Erden“ wird sein, wenn die Völker ihre Eigenarten untereinander verstehen und achten. Wer von seiner Anschauung und von seiner Kulturform behauptet, daß sie die allein seligmachende und er also ein Auserwählter Gottes sei, der ist ein Selbstling im höchsten Maß und Religion und Politik sind für ihn nur die Mittel, seine Selbstzwecke zu erreichen.“

Das sind nur ausgewählte Beispiele. Man kann in allen Schriften Mays solche Wandlungen und Läuterungen in Fülle unschwer erkennen. Er ist ein Bannerträger und Verherrlicher des Läuterungsgedankens, der den Kern und das Ideal seines Schrifttums bildet, um den alle seine Phantasien, Begebenheiten und Lehren zirkeln, ähnlich etwa wie Richard Wagner in seinen Dramen den Erlösungsgedanken abwandelt. Und Karl Mays starke Wandlung ins Religiöse, das man ihm auch übel genommen hat? Wollte man wirklich nicht begreifen, daß gerade dieser Mann allen Anlaß hatte, seinen Schöpfer zu preisen, der ihn so sichtbar aufwärts geführt hatte? O ihr Psychologen!

Wenn ich selber in meinen wissenschaftlichen Arbeiten Karl May erwähnte, geschah es immer, ihn der Mitwelt als psychologisches Schulbeispiel verständlich zu machen, das neben Friedrich Schiller am auffälligsten ist. Er ist das Beispiel einer starken Kraft, die sich, nach verschiedenen Seiten schlagend, durch ihre besonderen Eigenarten entwickelt und läutert. Was ihm am gefährlichsten werden konnte, seine reiche Phantasie, sein Unternehmungsgeist, wurde auch zum Träger seiner Vorzüge und Erfolge.

Verdiente ein Mann, der den Gedanken der inneren Läuterung in allen möglichen Abarten so auffällig, so inbrünstig feierte, daß man so gänzlich diese Symbolik seines Schrifttums übersah und sein Menschentum zu vernichten unternahm? Nein, niemals! Deshalb war das Scherbengericht, das vor zehn Jahren über Karl May gehalten wurde, verständnislos, ungerecht, unsittlich. *Quod erat demonstrandum!*

Kunst und Verbrechen

Von Ministerialdirektor Dr. Erich Wulffen¹

Die neuere Psychologie bemüht sich, die Strebungen und Gebilde des menschlichen Seelenlebens, die uns oft so problematisch, ja unlösbar rätselhaft erscheinen, unserm Verständnis näher zu bringen, und zwar dadurch, daß sie diese einmal auf ihre einfachen, natürlichen, ursprünglichsten Bestandteile zurückführt, und daß sie sodann zeigt, wie und weshalb jene oft wundersamen Verknüpfungen, Verschmelzungen, Ergänzungen, Verdrängungen der seelischen Einzelstrebungen zustandekommen, die zu neuen, aus sich selbst schöpferischen Komplexen führen, in denen das Seelenleben spielt.

So haben die Vertreter der Psychoanalyse, tatsächlich einer Analysierung der Psyche, der Seele, nicht ohne oft starke Uebertreibung, aber doch mit einem wissenschaftlichen Kern, den sexuellen Unterton miterklingen lassen, in dem unser vielleicht gesamtes, zumal unser unterbewußtes Gefühls- und Vorstellungsleben schwingt.

So ist schon früher darauf hingewiesen worden, daß im Religiösen erotische Energien mitschwingen. Im Religiösen und im Sexuellen finden sich die Gefühle der Liebe und der Abhängigkeit; die Liebe kann auf beiden Gebieten eine mystische und transzendente sein; beide haben einen „unendlichen“ Gegenstand, können zu unwiderstehlicher Macht anwachsen, alle Gegenmotive überwinden, können in eine Schwärmerei ohne realen Vorstellungsinhalt übergehen. Aus dieser mehrfachen Uebereinstimmung beider Schwärmereien erklärt es sich, daß bei starken Intensitätsgraden die eine für die andere abwechselnd eintreten kann oder daß eine neben der andern auftaucht, da – dies ist das psychologische Gesetz – jede starke Hebung eines Elementes im Seelenleben die Umgebung mithebt.

Wir wissen weiter, daß im Erotischen die stärksten und besten Wurzeln aller Künste und auch das Kunstschaffens liegen. Der Tanz wurde die Liebessprache des bewegten Leibes. Die Musik begleitet vom Tamtam der rohen Völker bis zu Wagners „Tristan und Isolde“ die Liebesbrunst bis zur Liebesleidenschaft. Die Dichtkunst war und ist im wesentlichen Liebeskunst.

Der Malerei und Skulptur höchster Gegenstand ist der menschliche Körper. Alle ästhetische Formenschönheit wird immer den Zusammenhang mit dem Sinnlichen bewahren. Das ästhetische Lustgefühl des Beschauers wie das ätherische Schaffen des Künstlers werden von sexuellen Energien, mehr oder minder bewußt, gespeist.

Mit diesen Beispielen des Religiösen und Aesthetischen wären einige der feinsten seelischen Verknüpfungen und Verschmelzungen angedeutet.

Aehnliche Verbindungen, Ergänzungen und wechselseitige Verdrängungen des Psychischen finden sich nun im Bereich des Künstlerischen und des Kriminellen da, wo sie sich berühren, und auch dort, wo sie sich nicht zu berühren scheinen. Sie geben über das Entstehen und Werden der beiderseitigen Werke und Taten einen überraschenden Aufschluß, der darüber hinaus bei der Beurteilung des rein Menschlichen einen wertvollen letzten Ausschlag zu bieten vermag.

Die neuere Kriminalpsychologie stellt in Abrede, daß es besondere, ausdrückliche verbrecherische Strebungen gibt, welche die Natur der Menschenseele eingepflanzt hätte. Wenn sich seelische Strebungen

¹ Wulffens Ausführungen entstammen einem Vortrag, den er (1924) zuerst in der „Literarischen Gesellschaft“ zu Dresden und hierauf mehrfach auswärts gehalten hat. Bekanntlich hat sich Erich Wulffen auch viel mit Karl May befaßt. In seinem Roman „Der Mann mit den sieben Masken“ findet man unsern Dichter mehrfach erwähnt, und in einem andern, „Die Kraft des Michael Argobast“, schildert er ein Menschenschicksal, das dem Karl Mays verwandt ist, ähnlich wie auch das des Jean Valjean in Victor Hugos „Les Misérables“. Im obigen Beitrag ist zwar den Name Mays nicht genannt, doch kann jeder Jahrbuchleser die entsprechenden Schlußfolgerungen mit leichter Mühe ziehen.

verbrecherisch im Sinne der Strafgesetze auswirken, so handelt es sich um Instinkte, Triebe oder Eigenschaften – Selbsterhaltungstrieb, Zerstörungstrieb usw. –, die unter günstigeren Umständen oder in geringerer Stärke eine für den Menschen lebensnotwendige, wohlthätige, soziale Betätigung finden.

Es gibt eine wichtige Unterart des menschlichen Selbsterhaltungstrieb, dieses Urtriebs: es ist der Verheimlichungstrieb, den die Natur dem Menschen auf seinen Lebensweg mitgeben mußte. Schon im primitiven Lebenskampf mußte der Mensch ihm fehlende Kraft durch Vorsicht und List ersetzen, er mußte das Wild, das Raubtier und seinen Feind beschleichen. Seine verschiedenartigen Begierden, Absichten, Bewegungen mußte er dem Gegner verbergen, verheimlichen, er mußte sich schon früh verstellen lernen. Schon beim Tier hat die Natur den Verstellungstrieb zweckmäßig vorgebildet. Ebenso liefert die Psychologie des Kindes den Nachweis, daß es einen eingeborenen, von Generation zu Generation vererbten Verstellungstrieb gibt. Eine starke Trägerin des Verstellungstriebes ist auch die grade beim Kind so lebhaft Phantasie. Die Ausschweifungen der kindlichen Phantasie spotten bekanntlich oft jeder Beschreibung.

Das beliebte Märchenerzählen z. B. wiegt das Kind leicht in eine phantastische Welt, in der es sich dann auch bei andern, realeren Gelegenheiten zu bewegen liebt. Das Märchen macht dem Kind begreiflich, daß es eine Welt des Scheins, der Unwirklichkeit gibt, die unmittelbar und mittelbar in das Reich der Unwahrheit, der Lüge hinüberleitet.

Der 7jährige Goethe erzählte seinen Mitgespielen das Märchen „Der neue Amadis“. Dabei berichtete er auf Wunsch seiner kleinen Zuhörer in eigener Person, als ob ihm selbst alle diese wunderlichen Dinge begegnet seien. Ueber die moralische Bedeutung dieses „Fabulierens“ sagt er im 2. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ folgendes: „Wenn ich nicht nach und nach, meinem Naturell gemäß, diese Luftgestalten und Windbeuteleien zu kunstmäßigen Darstellungen hätte verarbeiten lernen, so wären solche aufschneiderischen Anfänge gewiß nicht ohne Folgen für mich geblieben.“ Hier finden wir also von einem Dichter selbst eine psychologische Verknüpfung angedeutet, die von der Vorgebung, von der Fiktion, von der lustbetonten Verstellung, gewissermaßen vom Schwindel, zur Dichtung und zum Dichter hinüberführt.

Jeder Mensch kann Andeutungen an sich selbst erfahren. Man braucht, um im Kreise von Bekannten und Freunden zu glänzen, die Ergebnisse seiner Jagden, seine Erfolge und Erlebnisse auf Reisen nur einmal etwas ausgeschmückt zu haben und der eitle Poet in uns – ein Dichter steckt heimlich in jedem Menschen! – wird sich verleitet fühlen, sie bei wiederholtem Erzählen immer weiter auszumalen. Schließlich kommt ein Zeitpunkt, da man nicht mehr recht weiß, in wie weit man das Erlebnis ausschmückte. Wer einen ganz frei erfundenen Vorgang mit großer Lebhaftigkeit immer wieder berichtet, kann sich schließlich – bei der Trüglichkeit des menschlichen Gedächtnisses – einbilden, er habe den Vorfall wirklich erlebt und nicht frei erfunden. Oder man behauptet im Eifer einer Auseinandersetzung übereilt und fast gutgläubig Dinge, die man danach bei ruhiger Ueberlegung nicht aufrecht erhalten kann. Da sieht man, wie der sogenannte gute Glaube durch den lebhaften oder erregten Affekt hervorgerufen und getragen werden kann. In solchen Fällen ragen auch wir Alltagsmenschen psychologisch in die Geistesverfassung wie des Hochstaplers so des Dichters hinein. Das Gedächtnis für die Wirklichkeit wurde durch den Dichter in uns getrübt.

Es besteht eine psychologische Verwandtschaft zwischen dem dichterischen Vermögen und der hochstaplerischen Veranlagung. Der wirkliche Dichter steht dem Menschen und der Welt an sich fremd gegenüber, aber sein Geist und seine Seele ringen darum, sie zu begreifen, zu erschließen, zu erklären. Die Natur gab ihm die Fähigkeit mit, sich in die Menschen aller Art einzufühlen und scheinbar unverständliche Ereignisse auszudeuten. Behilflich dabei ist ihm seine Phantasie, die ihm tastend neue Pfade zeigt und Abbilder der Menschen und Nachbildungen von Begebenheiten vorzaubert. Die Dichtung ist Nachahmung und Vorgebung. Er kann sich nicht immer an das Reale, an das, was schon einmal geschehen ist, halten, er muß tausend Möglichkeiten und scheinbare Unmöglichkeiten aufsuchen, entwerfen und darstellen. Nur auf diesem Weg kommt er dem großen Geheimnis von Seele und Welt näher. Und diese phantastischen tausend Möglichkeiten und Unmöglichkeiten sind es, die ihn in seiner Dichtung seitwärts der Wirklichkeit führen, ähnlich – es wird sich zeigen – wie den Hochstapler seine Phantasien und Illusionen seitwärts im

Leben. In der höheren Aufgabe des Poeten liegt es, die Charaktere der Menschen, die ihm zum Vorbild dienen, und die Begebenheiten, die er darstellen will, nach seinem inneren Plan zu verändern, abzuwandeln, umzugestalten. Dichten heißt: Ereignisse und Gestalten verdichten. So wird Goethes schon erwähntes Wort, das er in „Dichtung und Wahrheit“ über sich selber als kindlichen Märchenerzähler ausspricht, vollkommen beglaubigt, zumal wenn er hinzufügt: „Betrachtet man das Getriebe („Luftgestalten und Windbeutelien“ nennt er es kurz vorher), so möchte man in ihm diejenige Anmaßung erkennen, womit der Dichter selbst das Unwahrscheinlichste gebieterisch ausspricht und von einem jeden fordert, er solle dasjenige für wirklich erkennen, was ihm, dem Erfinder, auf irgend eine Weise als wahr erscheinen konnte. Und ähnlich suggestiv zwingt der Betrüger seiner Umgebung den Glauben an den erdichteten Sachverhalt – oft faszinierend – auf.

Noch ganz andere psychologische Verbindungslinien eröffnen sich. Da ist ein tiefster Untergrund ihrer Gläubigkeit an ihre eigene imaginäre Darstellung: die innerste Sehnsucht. Wie der Dichter, lebt der Hochstapler beim Schwindeln in einer andern Welt, die im Gegensatz zu der rauhen Wirklichkeit seines eigentlichen nüchternen Daseins steht. Sie sind beide Phantasten und zaubern sich mit Hilfe ihrer Phantasie diese schöne Welt des Scheins hervor. Dichter und Hochstapler sind Illusionisten. Was wäre der Mensch, was die Menschheit ohne Illusionen? Und haben sich nicht viele Illusionen, in denen die Menschheit aus innerer Sehnsucht sich wiegt, religiöse und philosophische, moralische und politische, als Scheinwelten erwiesen, wie nicht unähnlich der Hochstapler sie zu schaffen versucht? Er flüchtet so gern in diese schönen, für ihn besseren Welten, eine Sehnsucht treibt ihn immer wieder in sie zurück, deshalb wird er in oft so naiver Weise immer wieder straffällig.

Da ist weiter, wie beim Aufschneider, beim Jäger, beim Sportsmann, so beim Dichter wie beim Betrüger diese Freude an der erdichteten Darstellung, diese „Lust am Fabulieren“, mit der sich nach bekannten psychologischen Gesetzen meist auch die mehr oder minder ausgedehnte Fähigkeit dazu verbindet. Für den Poeten wie für den Schwindler kann dieses „Erdichten“ schließlich zum lustbetonten Bedürfnis werden, das sich in pathologischen Fällen – beim Dichter in der fast zwanghaften, unaufhaltsamen Produktivität – gradezu zur Triebhaftigkeit zu steigern vermag. Und dabei beiderseits dieser Glaube an das eigne Werk, diese Verwischung der Grenzlinien zur Wirklichkeit, dieses seltsame Fürwahrhalten der fingierten Darstellung!

Und der Psychologie des Märchens, die wir schon streiften, dürfen wir uns nochmals erinnern. Heute wie je gibt es Menschen, die ein Doppelleben führen; eines in der wirklichen Welt als Schneiderin, Köchin, Schreiber, Anstreicher, mit Hilfe ihrer Phantasie – als heimliche Märchendichterinnen und -dichter – noch ein zweites als Prinzessin, Gräfin, Baron, hoher Beamter oder Militär, als Erfinder, Entdecker, als hochbegnadeter Künstler. Viele Menschen bauen sich noch als Erwachsene eine erträumte Märchenwelt auf, in die sie aus ihrem armseligen Dasein flüchten. Ähnliches tun Poet und Hochstapler. Junge und Erwachsene sieht man am hellen Tag auf der Straße, der Außenwelt wie abgekehrt, verklärt, lächelnd, mit sich selbst sprechend wandeln. Sie spinnen im Innersten irgend einen lustbetonten Vorgang mit höchster Lebhaftigkeit aus – wie der Poet und Hochstapler. Der eine hat im Geist das große Los gewonnen und malt sich die Verwendung der Billionen aus. Die kleine Näherin sieht sich als gnädige Frau, Baronin, Gräfin. Der junge Beamte ist Minister geworden und renkt den Staat, der aus den Fugen ging, wieder ein. Das sind die uns allen bekannten Tagesträume, poetische Gespinste des Alltagsmenschen, Vorschule der Poeten und Schwindler. Eine gleiche Verzückung, Ekstase und Ueberzeugungstreue!

Neben der Sehnsucht macht sich ein Widerspruch, ein Protest bemerkbar. Poet und Schelm protestieren gegen die unvollkommene Wirklichkeit, gegen die ungleiche Verteilung der Güter des Lebens. Die Tat des falschen Hauptmanns von Köpenick, dieses Schelms in Uniform, war ein flammender Protest gegen die Behandlung der Vorbestraften. Alle großen Dichtungen sind Proteste gegen eine veraltete Norm.

Das Gedicht „Der Schulgenosse“ von Gottfried Keller zeichnet die vergleichenden Linien zwischen Poet und Schelm in gradezu klassischer Weise:

Wohin hat dich dein guter Stern gezogen,
O Schulgenosß' aus ersten Knabenjahren?
Wieweit sind auseinander wie gefahren,
In unsrem Schiffelein auf des Lebens Wogen!
Wenn wir die Untersten der Klasse waren,
Wie haben wir treuherzig uns betrogen,
Erfinderisch und schwärm'risch uns belogen
Von Aventuren, Liebschaft und Gefahren! –
Da seh ich just beim Scheine der Laterne,
Wie mir gebückt, zerlumpt, ein Vagabund
Mit einem Häscher scheu vorübergeht!
So also wendeten sich unsre Sterne?
Und so hat es gewuchert, unser Pfund?
Du bist ein Schelm geworden – ich Poet!

Gerade Gottfried Keller konnte in diesem Gedicht ein Selbstbekenntnis ablegen und das psychologische Gesetz finden. Wie er in seinem Werk „Der grüne Heinrich“ berichtet, kannte er den Zusammenhang und die Verwandtschaft von Lüge und Dichtung sehr genau. In dem genannten Roman spricht der Knabe Heinrich Lee beim Spielen einige unanständige Worte vor sich hin, deren Sinn ihm selbst unbekannt ist. Zur Rede gestellt, von wem er diese Worte gehört habe, nennt er, „einen Augenblick nachsinnend“, einige ältere Schulkameraden, mit denen er kaum gesprochen hatte. Befragt, wo er die Worte von ihnen vernommen habe, ist er gleich wieder im Zug, beschreibt die Art, wie die Knaben ihn angeblich zu einem Spaziergang ins Brüderleinsholz verführt haben, genau den Weg, den er nur vom flüchtigen Hörensagen kennt. Jedes Wort in seiner Lügenerzählung stellt zur rechten Zeit sich ein. Noch nie hatte man in der Schule eine solche Beredsamkeit an Heinrich bemerkt. Er spricht so überzeugend, daß die Lehrer ihm glauben, die älteren unschuldigen Schüler werden streng bestraft. Bei Heinrich zeigt sich nicht die geringste Reue. „Er fühlte eher noch eine Befriedigung in sich, daß die poetische Gerechtigkeit seine Erzählung so schön und sichtbarlich abrundete, daß etwas Auffallendes geschah, gehandelt und gelitten wurde und das infolge seines schöpferischen Wortes. Schwindler und Dichter in einer Person!

Immer neue psychologische Verbindungslinien spinnen sich vom Hochstapler zur Kunst hinüber, heraufgewachsen aus dem Seelenleben des normalen Menschen. Die meisten Menschen haben Bedürfnis und auch Anlaß, vor der Welt anders zu erscheinen als sie sind. Hier regt sich der natürliche Verstellungsinstinkt. Ein Gesetz des Scheins regiert Leben und Welt. Es ist hierfür sogar eine gewisse Notwendigkeit gegeben. Wenn sich jeder ohne weiteres jedem als der offenbaren würde, der er in Wirklichkeit ist, so könnte er dadurch sich – nebst seinen mitoffenbarten Schwächen – leicht bloßstellen, er würde Schaden leiden, müßte sich Vorteile entgehen lassen, kurz, er würde im Leben schwer vorwärts kommen. So haben wir kraft unsres angeborenen Verstellungsinstinktes alle in Wandel und Handel das Bedürfnis, uns in irgend welcher Richtung zu verhüllen. Es gibt kein bedingungsloses Recht auf Wahrheit. Seit Jahrtausenden in Geschichte und Welt immer Masken, immer Gestalten, die vorgegeben werden. Fürsten und Priester, der Staatsmann, Soldat und Beamte, der Arzt und Gelehrte, der Kaufmann und Künstler, alle geben sie etwas vor, was sie in Wirklichkeit nicht sind.

Es gibt Menschen, die mit der Verstellung zugleich eine besondere Befähigung zur Nachahmung verbinden. Auch der menschliche Nachahmungstrieb geht auf einen Urtrieb zurück, schon beim Tiere vorgebildet und beim Kinde angeboren vorhanden. Alles Erziehungsergebnis beruht auf Nachahmung. Alle Kultur geht auf Nachahmung zurück. Der Dichter ist ein Imitator der Natur, der Menschen, der Begebenheiten des Lebens.

Aus diesem allgemeinen menschlichen Nachahmungstrieb hebt sich nun bei einzelnen Individuen, deren Maskenfähigkeit schon betont wurde, sozusagen eine Darstellungsgabe hervor, die sich zunächst z. B. erfolgreich des Formensinns in Mode, Kleidung und Auftreten bemächtigt. Es gibt eine allgemeine

menschliche Gabe: zu scheinen, sich darzustellen, aus Verstellungsinstinkt und Nachahmungstrieb heraus geboren.

Ein Teil unsrer Umgangsformen hat theatralische Bedeutung. Wer kennt sie nicht, die theatralischen Menschen, die sich erfolgreich zu den Komödianten des Lebens entwickeln können!

Hier stoßen wir nächst dem Dichter auf einen anderen Künstler, auf den Schauspieler: auch er verstellt sich und ahmt nach. Verstellung und Nachahmung, sublimiert, vergeistigt, ergeben so die Schauspielkunst. Nicht weit davon steht der Hochstapler, der ohne eine gewisse darstellerische Gabe gar nicht auskommen kann. Auch er vermag sich, wie der Schauspieler, wie manche Medien, mit Hilfe der Autosuggestion selbst in Szene zu setzen. Man kennt schier unglaubliche Beispiele. Da ist das täuschende gefällige Mienenspiel, das offene ehrliche schwärmerische Auge, die bestrickende Liebenswürdigkeit, die wohl lautende Sprache, die gewandten Bewegungen, das ganze Auftreten mit seiner bestechenden, oft faszinierenden Sicherheit, die geschmackvolle Kleidung, zuweilen sogar Kostüm in Gestalt von Uniform, Diplomatenrock mit Orden und Sternen, Priestergewand usw., wie beim Schauspieler. Dazu noch der individuelle Reiz der Persönlichkeit, der den Erfolg sichert. Auf disponierte Gemüter wird eine Suggestion, eine Massensuggestion ausgeübt. Die eigentümliche Mischung des ganzen Wesens der Persönlichkeit aus Wahrem und Unwahrem, die seltsame Vermischung von Sympathischem und Unsympathischem, die Verwebung von Bewunderung und Scheu, die erweckt werden, verleihen wie auf der Bühne den Charakter des Dämonischen, durch Temperament und Triebhaftigkeit verstärkt. Die fast monomanisch wiederholte, mit übermenschlicher Glaubenskraft vorgetragene fingierte Darstellung brennt sich – wie eine gespielte Virtuosenrolle – den Seelen ihrer Umgebung ein. Und was ihr die außerordentliche Färbung gibt, das Seltsame, Wunderbare, Ueberraschende, Sensationelle, ja selbst Bizarre, gerade das wirkt wie auf der Bühne faszinierend und weckt Interesse und Beifall. Es sind dies gewissermaßen künstlerische Momente im Verbrechen.

Auch Friedrich Nietzsche, der das tiefste kriminelle Problem gern mit seinen Gedanken umwittert, deutet im „Jenseits von Gut und Böse“ negativ etwas Aehnliches an: „Der Verbrecher ist häufig genug seiner Tat nicht gewachsen, er verkleinert und verleumdet sie.“ Und deutlicher: „Die Advokaten eines Verbrechers sind selten Artisten genug, um das schöne Schreckliche der Tat zugunsten ihres Täters zu wenden.“ Also eine Art Aesthetik des Verbrechens! – Die Autosuggestion gibt dem Menschen in Gesicht und Ton der Stimme genau den Ausdruck, der seiner Lage, die er schildern will, entspricht: mild, weich, liebenswürdig, humorvoll, ruhig, traurig, hart, herzerreißend, mit den feinsten Abtönungen und Uebergängen. Er vermag alles. Es geschieht wie bei Hamlets Schauspielern: der Ton paßt sich der Gebärde, die Gebärde dem Ton an. Wie der große Mime vergießt der Hochstapler wirkliche Tränen, lacht er von Herzen: alles steht ihm zur rechten Zeit zu Gebote. Es kann die tiefste Rührung erzeugt werden, als käme sie aus dem lautersten Herzen.

Der erfolgreiche Hochstapler muß auch Rhetoriker sein. Wir sahen das schon beim kleinen Heinrich Lee in Gottfried Kellers „Grünem Heinrich“. Ich habe als Staatsanwalt von meinen Hochstaplern, mit denen ich mich gern liebevoll beschäftigte, Darstellungen in einem oft hinreißenden Redefluß zu hören bekommen. Vor allem ihre motorischen Nerven treiben immer ihr Spiel und bedürfen stets der anregenden Tätigkeit. Ein Teil der erdichteten Darstellung kommt auf Rechnung dieses ungeheuren Bewegungsbedürfnisses der Sprachorgane. Die rhetorische Entfaltung enthüllte das grenzenlose Bedürfnis, dem Innern wieder einmal freien Lauf zu lassen und vor mir als einem zu Studienzwecken allerdings besonders andächtigen Zuhörer zu glänzen. Dabei Dankbarkeit, daß es straflos geschehen konnte. Solche Menschen kommen aus dem Hundertsten ins Tausendste, sie sprechen halbe, ganze Stunden lang, ohne sich zu erschöpfen. Wie in der Dichtung oft der Reim, also ein Aeußerliches, die schönsten Gedanken und glänzendsten Bilder dem Poeten entlockt, so die Beweglichkeit der Sprachwerkzeuge und die Wortbefähigung dem Betrüger die glänzende unwahrhaftige Schilderung mit der hinreißenden Ueberzeugungskraft. Man spürt es, wie er in der Entfaltung seiner gefährlichen natürlichen Gaben schwelgt.

Frau Marta Kupfer noch nicht verblaßten Angedenkens, die mit ihren schwindelhaften Berliner Kriegsründungen einen Rekord auf dem Gebiete des Betrugs geschlagen hat, hatte früher mehrere,

angeblich zum Teil aufgeführte Dramen geschrieben. In der Untersuchungshaft schrieb sie ein Filmschauspiel. Sie hatte Verkehr mit Bühnenkünstlern. Hier liegt offenbar ein psychologischer Zusammenhang mit der Befähigung zur Inszenierung der großen Schwindelkomödie. Sie besaß ein gewisses dramatisches und schauspielerisches Talent, das sich so zur Geltung brachte.

Auch Grete Beier wurde bei ihren Taten durch eine gewisse Romantik ihres Fühlens und Denkens begünstigt. Und aus dieser Welt ist ihr ganzer, sehr romantisch angelegter Plan – z. B. die Fälschung des Testaments ihres Bräutigams Preßler, sowie der Feroni-Briefe – hervorgegangen. Es war eine gewissermaßen romantisierende Tätigkeit, die ihr die Ausführung ihrer Untat – die Vergiftung Preßlers – erleichterte. Sie hat zugegeben, die ganze phantastische Feroni-Episode – die Feroni sollte die erste Gattin ihres Bräutigams gewesen sein, die er heimlich in Italien verlassen hatte! – nach einem gelesenen Sensationsroman gestaltet zu haben. Sie hat in ihrem Hauptverbrechen – der Vergiftung Preßlers – einen Roman dramatisiert und darin selbst die Hauptrolle übernommen. Diese dramatisch-theatralische Begabung findet sich in ganz auffälliger Weise auch bei anderen berühmten Giftmischerinnen. Ihrer einige blieben selbst auf dem Schaffot theatralisch, so die Anna Margarete Zwanziger, noch mehr die Margarete Gottfried, die nach dem Zeitbericht bei der Hinrichtung, um ihre Waden zu heben, zwei Paar Strümpfe übereinander zog und ihr Gewand beim Besteigen des Schaffots gefallsüchtig hob. Grete Beiers Todesgang, dem ich beiwohnte, war auch theatralisch, im besseren Sinne.

Beim Giftmord bekundet sich oft eine mimisch-dramatische Verstellungskunst. Das Verabreichen des Giftes mit freundlichem, heulerischem Gesicht, das heimliche spannende Abwarten des Erfolgs, die heuchlerische zärtliche Pflege des Erkrankten, die Heuchelei des Schmerzes und der Trauer, alle diese komödienhaften Momente setzen in gewissem Sinn dramatische Begabung voraus oder locken sie hervor.

Der Giftmord kann wie der Betrug Ersatzwert eines zur Auslösung, eines zur Darstellung drängenden mimischen Talents sein. Die Kriminalgeschichte liefert den Beweis in zahlreichen Beispielen. Auch in dem vom Volk so seltsam verklärten Märtyrertum mancher Giftverbrecherinnen – auch z. B. bei Grete Beier – kommt das Scheinhafte, Schauspielerische ihrer Natur mit zur Geltung. Einige große Giftmischerinnen der früheren Jahrhunderte wurden wegen ihrer Wohltätigkeit vom Volk geradezu als Heilige verehrt.

Auch sonstige Verwandtschaft gewissen Seelenzustände. Die triebartigen, zuweilen fast traumhaften Eingebungen beim Dichter wie beim Verbrecher. Von „Werthers Leiden“ sagt Goethe selbst, „daß er dieses Werklein ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich geschrieben hatte“. Die hauptsächlichsten Gedanken zum Gedicht „Prometheus“ kamen ihm gewissenmaßen im Schlafe. Er erwähnt, daß die Natur dergleichen größere und kleinere Werke unaufgefordert in ihm hervorbrachte. Einige Male, so erzählt er, begegnete es ihm, daß das Schnarren und Spritzen der Feder ihn aus seinem nachtwandlerischen Dichten aufweckte, ihn zerstreute und ein kleines Produkt in der Geburt erstickte. 1780 schreibt er: „Der Mensch ist doch wie ein Nachtgänger, er steigt die gefährlichsten Kanten im Schlafe.“ Eine ähnliche nachtwandlerische, traumhafte Benommenheit findet sich zuweilen beim Verbrecher. Die intensivste Befassung der innersten Gefühls- und Vorstellungswelt mit der Ausführung der Tat – des Werkes – wird vom Künstler und Verbrecher erreicht, sie schließt die Sinne vor der Außenwelt zu. Beispiel: Shakespeares Macbeth in seinen Monologen, vor und nach der Tat. Aehnlich sagt der Hochstapler Georges Manolesku in seinen Memoiren, sehr fesselnd, weil glaubhaft: er sei die Hoteltreppen und Gänge, wenn er aus den Fremdenzimmern Juwelen stehlen wollte, in traumartiger Benommenheit hingegangen. Und mit den kriminellen Eingebungen hat es psychologisch eine ähnliche Bewandnis wie mit den dichterischen. Sie steigen oft und am kräftigsten spontan aus dem Unbewußten herauf.

Der Dichter, der Künstler kann durch sein Schaffen, im Gebären und Ausgestalten der Idee, beim Schaffensakt selbst, in der Vorausnahme des erwarteten, später im Genuß des wirklichen Erfolgs in einen Rauschzustand versetzt werden, der letzte Hemmungen seiner Begabung löst und neue schöpferische Kräfte frei macht: eine Erhöhung, eine Ekstase aller Fähigkeiten! Ein ähnlicher Rauschzustand als Nervenereignis kann den großen Verbrecher – Shakespeares Richard III. – auf der Höhe seiner Kräfteentfaltung erfassen und sie gerade erst mit hervorlocken, was für die Genesis seiner Untaten

und ihre Beurteilung von Bedeutung wird. Verwandt ist damit der sogenannte Blutrausch, wie er beim Mordlustigen und Gewohnheitsmörder, bei Despoten und Revolutionsmännern und auch Revolutionsweibern zum Ausbruch zu kommen pflegt.

Die psychologische Verwandtschaft des Hochstaplers mit Dichter und Darsteller hat ihren Niederschlag in der Weltliteratur gefunden. Man denke an Homers Heldengedicht von dem listenersinnenden, erfindungsreichen Odysseus. Da ihn ein Orakel vor Beteiligung an dem Zug nach Troja gewarnt hatte, stellte er sich vor der Abfahrt wahnsinnig; aber Palamedes entlarvte den Simulanten. Odysseus war der Blender des einäugigen Riesen Polyphem, dem gegenüber er sich schlauerweise den Namen „Niemand“ beigelegt hatte, so daß der Zyklop seinen zu Hilfe eilenden Riesengenossen im höchsten Schmerz nur zurufen konnte: „Niemand hat mir die Augen geblendet!“ Als Held von nimmer verblühender Jugend und Meister im Erzählen von ausgeschmückten Abenteuern und Schicksalen steht Odysseus vor der Königstochter Nausikaa, Liebeshoffnungen in ihr erweckend, und als wahnsinniger Bettler im Kreise der dreisten Freier seiner treuen Gemahlin Penelope. Odysseus war ein griechischer Nationalheld. Die Griechen hatten an dem Erfindungsreichen, an dem Listersinnenden eine geradezu völkische Freude: die Eigenschaften waren dem griechischen Volkscharakter selber eigentümlich. Das Volk liebte diesen Weltensegler, diesen Abenteurer, den großen Verwandlungskünstler mit Verstellung und Verkleidung.

Auch die germanische Dichtung hat Freude an der großen Täuschung. Da ist die gegenseitige Ueberlistung der Riesen und Zwerge und Vertragsbruch, Siegfrieds unsichtbar machende Tarnkappe.

So finden wir im nüchternen Leben wie in der Dichtung ein Reich des schönen Scheins, in das wir Menschen, in das ganze Völker sich – künstlerisch, dichterisch – flüchten. Dem Menschen ist gegeben, nicht nur zu sein, auch zu scheinen. Er trägt eine ewige Sehnsucht in sich zu scheinen, anders und mehr zu scheinen, als er in seiner Armseligkeit zu sein vermag, selbst über das Grab hinaus in einer transzendenten Welt sehnt er sich zu scheinen. Und in Dichtung und Schauspielkunst ein irdischer Abglanz dieser ewigen Sehnsucht zu scheinen. Um einige Farbentöne schattiert die innerste Sehnsucht des Betrügers.

Auch im deutschen Volksmärchen findet sich dieser poetische Niederschlag. Betrüger und Gauner werden gefeiert und verspottet. Der Müllerssohn Hansjörg, der sich durch seinen Helfershelfer, den gestiefelten Kater, als den Grafen von Karabas ausgeben läßt und so die schöne Königstochter gewinnt, ist der Typus eines Hochstaplers. Und Reinecke Fuchs, den das volkstümliche Tierepos und Goethes Nachbildung verherrlicht, ist ein Betrüger und Gauner von Meisterschaft, den seinem Lügenstrom schließlich selbst keinen Einhalt mehr zu gebieten vermag.

Die volkstümliche Lust am Schwindeln kommt auch in den dem Volksmärchen nachgebildeten wunderbaren Reisen und Abenteuern des Freiherrn von Münchhausen zu gewissermaßen klassischem Ausdruck. Die Lust am Fabulieren erfüllt auch diesen Helden, der sein an der Kirchturmspitze am Halfter aufgehängtes Pferd herabschießt, der auf halbem Roß reitet und auf Kanonenkugeln fliegt. Diese sprichwörtlich gewordenen Münchhausiaden finden sich zum Teil schon in älteren deutschen Volksbüchern. Man kann die „Deutsche Lügendichtung“ bis auf Münchhausen herauf genau verfolgen. Diese Dichtungsart verdankt ihre Entstehung geradezu der völkischen Freude am Schwindeln. Es kommt in ihr darauf an, so toll und faszinierend wie möglich zu schwindeln, so daß der verwirrte Leser an die Lügen glaubt und sich selber der Geistesverfassung des Schwindlers nähert.

Aus der neueren Literatur wären Alphonse Daudets „Wunderbare Abenteuer des Herrn Tartarin aus Tarascon“ zu erwähnen. Dieser Tartarin hat seine Vaterstadt nie verlassen, aber er lebt in seiner Phantasie nur in Jagd- und Kriegsgeschichten und hat zahlreiche Reisebeschreibungen immer wieder gelesen. So malt er sich das Leben in Shanghai, wo er beinahe einmal eine Anstellung erhalten hätte, mit solcher Lebhaftigkeit aus, daß er schließlich selbst glaubt, er sei in Shanghai gewesen, und einen angeblich miterlebten Angriff der Tartaren mit großer Ausführlichkeit und Begeisterung immer wieder selbstüberzeugt erzählt. In Verspottung des Südfranzosen sagt der französische Autor: „Es gibt keine Lügner im Süden – weder in Marseille noch in Nimes, weder in Toulouse noch in Tarascon. Der Südländer lügt nicht – er irrt sich nur. Er sagt nicht immer die Wahrheit, aber er glaubt doch immer, daß er sie sagt.“ Diese phantastische

Selbsttäuschung wird also geographisch erklärt und schließlich heißt es: „Sie ist eine ganz merkwürdige Naturerscheinung ... der tarasconische Typus ist im Grunde genommen nichts als der französische Charakter in vergrößertem Maßstab.“

In ähnlicher Weise stellt Henrik Ibsen seinen Helden Peer Gynt als aus nordisch-phantastischem Boden herauswachsend dar. Peer Gynt ist die neueste umfassende Dichtung vom unbändigen Phantasten und seinen Schicksalen. Seiner Heimat erscheint er als arbeitsscheuer, verlogener, großprahlerischer Bursche: Ursache ist seine überwuchernde Phantasie. Vertrieben, will er im Ausland König oder Kaiser werden. Seine Phantasie verführt ihn ins Ungeheuerliche, ins Absurde; er will die Sahara in ein Meer verwandeln. Er wählt gewissenlose Mittel, wandelt den Weg zum vollkommenen Egoisten und scheitert mit allen hochfliegenden Plänen. Ibsen zeigt, wohin ein Uebermaß an Phantasie den Menschen führt, wenn es sich nicht, wie beim Dichter und Künstler, in ein Kunstwerk zu entladen vermag, sein reales Empfinden, Denken und Handeln beeinflusst. Die vergleichenden Linien zur Psychologie des Hochstaplers sind auffällig und von hohem Interesse. Auch Peer Gynt, wie so mancher andere, ein „Martyrer“ seiner Phantasie oder vielleicht – wie mancher Betrüger – ein larvierter Poet mit weitem Gewissen. In so manchem Menschen steckt ein „heimlicher Dichter“, der in der Entwicklung gehemmt wird. Er hat größte Phantasie und Ideen, er scheitert nur an Technik und Formgebung.

In der dramatischen Literatur ist ein Meister als Verwandlungskünstler Shakespeares Richard III., der sich selbst den Monolog spricht:

Kann ich doch lächeln und im Lächeln morden
Und rufen: schön! zu dem, was tief mich kränkt.
Die Wangen netzen mit erzwungenen Tränen
Und mein Gesicht zu jedem Anlaß passen.
Ich will mehr Schiffer als die Nix' ersäufen,
Mehr Gaffer töten als der Basilisk;
Ich will den Redner gut wie Nestor spielen,
Verschmitzter täuschen als Ulyß gekonnt
Und, Sinon gleich, ein zweites Troja nehmen.
Ich leihe Farben dem Chamäleon,
Verwandle mehr als Proteus mich und nehme
Den mörderischen Machiawell in Lehr!

Richard Gloster zählt selbstgefällig seine Verwandlungskünste auf. Und als Prinzessin Anna, deren Vater und Gatten er ermordete, auf offener Straße an der Leiche ihres jugendlichen Gemahls wehklagt, da wirbt der grandiose Bösewicht Richard heuchlerisch um ihre Liebe und wird – nicht abgewiesen. In seiner Liebeswerbung weiß er alle Töne anzuschlagen: glühende Leidenschaft, Sinnlichkeit, Schmeichelei, Schmerz, Reue, Treuherzigkeit, Witz und Brutalität, so daß durch die dämonische Mischung aller dieser Aeußerungen Prinzessin Anna in ihrem Urteil über ihn verwirrt wird. Wenn er begreiflich und glaubhaft gespielt wird, wie Friedrich Mitterwurzer ihn spielte, von dem seine Partnerin Alice Politz als Prinzessin Anna den Eindruck empfing: „Bei ihm verstand man Anna – er war die Schlange, der die Unselige bannte wie ein Vöglein. Mit selbst wurde es heiß und kalt, und ich zitterte am ganzen Körper, mein Gesicht war mit roten Flecken bedeckt – ich war wie im Fieber.“

Und Friedrich Schiller – hat er nicht in zwei dramatischen Entwürfen die Psychologie des großen Betrügers geschildert? Zuerst im falschen Demetrius, der im guten Glauben an seine fürstliche Abkunft die ihm angetragene politische Mission übernimmt und, als er auf der Höhe seiner Macht und seines Glücks erfährt, daß andere ihn über seine Herkunft täuschten, nunmehr beschließt, die Täuschung wissentlich aufrechtzuerhalten, und die einmal übernommene Rolle bis zum tiefen Fall durchführt. Das Motiv des Betrügers mit der höchsten Tragik. Dann deutlicher vielleicht noch im Fragment „Warbeck“. Es sollte ganz so aussehen, daß der Betrug diesem Usurpator nur den Platz einräumte, zu dem die Natur selbst ihn nach

seinen äußeren und inneren Gaben bestimmt zu haben schien. Wollte da Schiller nicht einen dem Hochstapler verwandten Charakter verherrlichen?

Auch andere Künste grenzen in ihrem Tasten, in ihren Phantasien an das Unechte, an den Schwindel gelegentlich an. Vielleicht kann man sagen: wer überhaupt Innerstes in der Darstellung veräußerlichen will, wird er nicht bei der Unenthüllbarkeit alles letzten Innersten zuweilen die leichten Pfade des Schwindlers wandeln müssen? Wer darf die Hand auf das Herz legen und sagen, er sei ganz echt? Wer ist ganz echt? Goethe wohl immer, im Großen, im Kleinen, im Unbedeutenden. Schiller vielfach nicht – er „schillert“ fast immer: die Echtheit zumal seiner Mädchengestalten gibt er vor. Ist Raffael stets ganz echt in bezug auf Innerlichkeit? Selbst in seinem Meisterwerk: der sixtinischen Madonna? War es etwa Praxiteles?

Man betrachte unter den Malern die Expressionisten, vor allem die vom Impressionismus Uebergelaufenen. Sind sie etwa echt? Verfälschen sie nicht? Und ist etwa Nolde echt? und Kokoschka?

Entsteht gegenwärtig rings um uns nicht etwas, das wir Musik nennen und das doch nicht[s] mehr mit dem gemeinsam hat, was wir bisher – selbst über Richard Strauß hinaus – so nannten, als einzige den Ton als Stoff? Ganz neue künstlerische Fassungen, seelische Spannungen und Lösungen! In diesem Neuen kann man das Unwahre, das Unechte, Gemachte, Fingierte noch ganz deutlich neben dem schon Wahren und Echten hören! So entstehen neue Kunstformen und Kunstgebilde!

Und wie steht es mit den großen Entlehnern? War Shakespeare etwa keiner? Und der große Komponist Georg Friedrich Händel? Sein Biograph Crysander hat nicht weniger als fünf Bände von Kompositionen veröffentlicht, denen Händel tributpflichtig war. Er nahm mit großer Unbedenklichkeit ganze Seiten in seine eigenen Werke hinüber. Um nicht entdeckt zu werden, benutzte er fast ausschließlich Unbekanntes und Ungedrucktes. Und „musikalischer Diebstahl“ galt schon damals, auch in London, als unehrenhaft! Aber wie psychologisch wachsen diese Entwendungen aus Händels tiefstem Wesen herauf! Er besaß die große Fähigkeit, allem Umgebenden sich anzupassen, es in sich aufzusaugen. In Italien fand er die Weite des Europäers; die Einbürgerung in England, der Horizont des Inselreiches hoben ihn über die Schranken der Konfession und des Germanismus hinaus: so wurde er welthaft! So paßte er sich auch die fremden Tonschöpfungen skrupellos an. Eine und dieselbe Gabe!

Steht es so fest, daß bei der tiefsten und reifsten Kunst nicht doch ein Hauch Schwindel dabei sein kann? Macht dieser leichte „Schwindel“ nicht gerade sonst gehemmte Kräfte frei? Indem er sie gewissermaßen befiedert, beflügelt?

Es gibt Schauspieler, große, die das Publikum erschüttern, zu Tränen rühren und selber im Innersten kalt bleiben, ja ihren Partner während des ergreifenden Spiels mit Witzen aus dem Text zu bringen suchen. Also Echtes dicht neben Unechtem!

Wir wissen, daß die große Gelehrsamkeit allein keine neuen wissenschaftlichen und technischen Entdeckungen und Erfindungen hervorruft, daß hierzu vielmehr die Phantasie ihre beflügelte Hilfe leihen muß. Sie trägt die Ideen, Theorien und Hypothesen, die anfänglich phantastisch anmuten, bis sie nach manchen Umwegen und Irrwegen, die der forschende Geist tastend wandelt, zu dem geahnten Ziel leiten. Auf diesen Irrwegen kann uns der Menscheng Geist zuweilen als Schwindler erscheinen, der die Welt der Wirklichkeit verläßt. Ja, gerade das leichte, gaugelnde, phantastische Schwindeln in solchem Sinne vermag das Ergebnis hervorzulocken. Der große Liebig hat von sich selbst gesagt, daß ihn bei seinen Entdeckungen nicht seine Kenntnisse, sondern seine Eingebung, seine Phantasie geführt haben. Aehnlich das Hypothesenspiel der Gelehrten. Waren alle Religionsstifter, wenn man ihnen ins Herz schauen könnte, ganz echt? Waren es immer unsre größten Philosophen? Etwa der große Kant, als er seine dunkle und unhaltbare These von der doppelten Kausalität aufstellte und zur Begründung der Willensfreiheit einen empirischen, also von den Mitmenschen wahrnehmbaren Charakter des Menschen und einen intellegiblen, außerhalb von Raum und Zeit und außerhalb des Kausalitätsgesetzes stehenden Charakter unterschied? Oder Schopenhauer, als er an Kant anschließend behauptete, daß der Mensch sich seinen intellegiblen Charakter durch eine außerhalb der Zeit gelegene und mit der Schöpfung zusammenfallende Tat selbst gewählt und damit für sein ganzes Leben vorausbestimmt habe? Durften scharfe Köpfe wie Kant und

Schopenhauer solche Hypothesen glauben? Haben sie sie wirklich geglaubt? Haben sie nicht etwas – vorgegeben? Haben sie nicht zum mindesten bloße Symbole als wissenschaftliche Wahrheit ausgegeben?

Aber wir müssen noch tiefer in die Psychologie von Kunst und Künstler hinabsteigen.

Friedrich Nietzsche hat gesagt, daß der Dichter „eine Nachbarschaft zum Verbrechen“ hat. Die Tatsachen scheinen ihm Recht zu geben. Das Kunstwerk steigt aus den Urtiefen des Unterbewußten, wo die menschlichen Urtriebe, der maßlose Selbsterhaltungstrieb, der heiße Zerstörungsdrang, die kalte Grausamkeit, zum Verbrechen immer bereit, gebändigt liegen, nächtlich herauf. Der Sturm der Leidenschaft, die im Kunstwerk dargestellt werden soll, die Gewalt der nach Ausdruck ringenden genialen Kraft des Schaffenden reißen an diesen bändigenden Fesseln und sprengen sie, so daß Schaffender und Verbrecher unheimlich nebeneinander herschreiten können. Das hierbei wirksame psychologische Gesetz erwähnten wir schon einmal: jede starke Hebung eines Elements im Seelenleben hebt seine Umgebung mit. Auch die Wortableitung scheint einen Hinweis zu geben. Kunst kommt von „Können“, und in alten Sprachen heißt das Verbrechen schlechthin „Tun“, daher die Ableitung: die Tat, das Werk = Verbrechen. „Können“ und „Tun“ aber sind ja fast gleichartige Begriffe. Dichten im Griechischen = tun. Friedrich Nietzsche, der feine Witterer des unbekanntes Seelischen, behauptet von Shakespeare: „Die Kraft zur mächtigsten Realität der genialen Vision ist nicht nur verträglich mit der mächtigsten Kraft zur Tat, zum Ungeheuren der Tat, zum Verbrechen – sie setzt sie geradezu selbst voraus.“ Nietzsche will also damit zum mindesten sagen: Die Kraft des Schaffenden ruht im Untergrund der Seele auf der Kraft zur ungeheuren Tat. Also hier psychologisch ganz deutlich: Können im Sinn der Kunst = Tun im Sinn des Verbrechens. Die psychologische Schlußfolgerung: Die Kraft zur ungeheuren Tat im Schaffenden gebändigt durch Kraft zur genialen Vision. Damit ist viel erklärt. Sofort hilft uns ein anderer großer Geist mit einer weiteren Erklärung. Es ist fesselnd, wie die großen Schaffenden ihre eigenen psychologischen Gesetze ahnen. Friedrich Hebbel schreibt in seinen Tagebüchern: „Daß Shakespeare Mörder schuf, bewahrte ihn davor, daß er nicht selbst zum Mörder zu werden brauchte.“ Vergleicht man hierzu Hebbels eigene Dramen – die Nibelungen, Judith, Gyges und sein Ring – in denen er durch Verbrechen, Blut und Sexualität schreitet, so hat man ein wundersames Bekenntnis, das wir jetzt – also nach 70 Jahren – auch wissenschaftlich begründen können. Es ist bezeichnend, daß auch ein Dichter – Ernst Lissauer – sich jüngst ebenfalls mit den Nachtseiten in Hebbels Werken beschäftigt hat. Er zeigt Hebbels leidenschaftliche Herrschsucht und hohe Reizbarkeit auf, die sich aus dunklen Unterströmungen seiner Psyche erklären. Diese finsternen Untergründe gehören zu den zeugenden Kräften, aus deren Spannungen die trotz allen Mängeln gewaltigen Werke Hebbels hervorgingen. Hebbel kannte oder ahnte diese Untermächte in sich. Eben in künstlerischer Gestaltung – wie er das Shakespeare nachsagt – reinigte und reifte, löste und lichtete er diese Gewalten auch in seinem eigenen Innersten. So hat man das psychologische Gesetz: das geniale Schaffen kann sublimiertes, verfeinertes Tun des Ungeheuerlichen sein. Noch etwas andres: geniales Schaffen und Tun des Ungeheuerlichen können sich wechselseitig verdrängen, können abwechselnd füreinander eintreten, womit sich auch ohne weiteres die bekannten Verirrungen im Privatleben der genialen Naturen erklären. So gelangt man zu dem psychologischen Satz: Gedichte, Dramen, Harmonien und Melodien, Skulpturen, Gemälde, reproduktive schauspielerische, musikalische Leistungen, technische, kommerzielle und soziale Großtaten, heroische Taten können im Seelenleben des Schaffenden an Stelle unterdrückter, verdrängter Verbrechen stehen.

An Beispielen fehlt es nicht.

Wohl am leichtesten läßt sich der Nachweis bei Schiller führen. Es ist auffällig, daß Schillers dramatische Helden vom Räuber Karl Moor bis zum Wilhelm Tell politische Verbrecher und Verbrecherinnen sind. Schon Goethe sagte hierzu: Daß die physische Freiheit Schiller soviel zu Schaffen machte, lag teils in der Natur seines Geistes, teils in seinem glühenden Hasse gegen den tyrannischen Zwang, den er in der Militärakademie hatte leiden müssen. Goethe hat auch darauf hingewiesen, daß Schiller von den Räufern her ein gewisser Sinn für das Grausame – deutlich auch in seinen herrlichsten Balladen (Taucher, Gang nach dem Eisenhammer, Kampf mit dem Drachen, Handschuh, Kraniche des Ibykus) – anklebte, der ihn

selbst in seinen schönsten Zeiten nicht ganz verlassen hat.

Vereinzelt spielen diese Züge auch in sein Leben hinüber. 1789 schreibt er an Körner über seine Abneigung gegen Goethe: „Eine sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben mögen; ich könnte seinen Geist umbringen und wieder von ganzem Herzen lieben.“

Dann die frühzeitige Verherrlichung des Verbrechens und Verbrechers. Zuerst in der „Kindesmörderin“, hierauf in den „Räubern“. In der Vorrede heißt es bezeichnend: „Vielleicht hat der große Bösewicht keinen so weiten Weg zum großen Rechtschaffenen als der kleine.“ In der Prosaerzählung „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“ ähnlich: „Bei jedem großen Verbrechen war eine verhältnismäßig große Kraft in Bewegung.“ Da haben wir unser abgeleitetes psychologisches Gesetz, schon Schiller bekannt. Im Verbrechen offenbart sich häufig eine große Kraft, die den Weg zu einem sozialen Ziele durch irgend welche Hindernisse und Ablenkungen nicht fand.

Aehnlich dachte Schiller im Leben. 1787 schreibt er an Körner in bezug auf den Professor Reinhold in Jena: „Reinhold kann nie mein Freund werden ... Er wird sich nie zu kühnen Tugenden oder Verbrechen erheben. Ich kann keines Menschen Freund sein, der nicht die Fähigkeit zu einem von beiden oder zu beiden hat.“

In allen Aufsätzen Schillers über das Tragische, Pathetische, Erhabene fällt auf, daß sie alle um den Gedanken zirkeln: aus welchem Grund uns die in der Tragödie dargestellte Verbrechensverübung Lust bereitet, so daß es zur Erweckung von Furcht und Mitleid kommt. Wir hören abermals den alten Schiller: „Für das Interesse des Dichters ist es eins, aus welcher Klasse von Charakteren, der schlimmen oder guten, er seine Helden nehmen will, da das nämliche Maß von Kraft, welches zum Guten nötig ist, sehr oft zur Konsequenz im Bösen erfordert werden kann.“ Gewissermaßen Schillers Leitmotiv.

Weiter sagt er: „Eine teuflische Tat, sobald sie nur Kraft verrät, kann uns ästhetisch gefallen.“ Immer bemäntelt er – unwillkürlich – das Laster mit dem Aesthetischen. Von Schiller selbst, der in zahlreichen Variationen diesen Satz behauptet, daß eine organische, eine geniale Kraft zum großen Verbrechen und zur sozialen Großtat gleich weit habe, von ihm selbst dürfen wir vermuten, daß er damit seiner ganzen Subjektivität nach, ein halb unwillkürliches Bekenntnis ablegte und daß er sich insbesondere bei seinen Räubern dunkel bewußt wurde: seine eigene große, geniale, gewissermaßen zerstörende Kraft – jeder große Dichter ein Zerstörer aller Tafeln – hätte vielleicht einen andern Weg gefunden, wenn sie sich nicht in das Kunstwerk „Die Räuber“ hätte projizieren können. Gerade weil seine Seele – wie Shakespeare – eine gewisse Neigung zu grausamen Phantasien hatte, deshalb war er – wie Shakespeare – so hervorragend zum tragischen Dichter befähigt. Ohne diesen geheimen Zusammenhang hätte er nicht werden können, was er geworden ist. Große Verbrechergestalten ausschließlich sind es, die in Schillers Phantasien auch als in ungeborenen oder unvollendeten dramatischen Dichtungen lebten. Den Betrüger wollte er im Demetrius und im Warbeck verherrlichen. Sein grandiosester Plan war wohl, das Verhältnis Neros zu seiner Mutter Agrippina in seiner letzten furchtbaren Entwicklung darzustellen. Er wollte diese verworfensten Charaktere, diese Konflikte, in denen Böses dem Bösen entgegensteht, in der höchsten künstlerischen Darstellung erscheinen lassen. Hier wäre er seinem unbewußten Streben, das Schöne so darzustellen, als ob es auch das Gute wäre, am nächsten gekommen.

Von Goethe wird meist behauptet, daß er sich in Leben und Dichtung vom Kriminalistischen fern gehalten habe. Das ist nicht zutreffend. Schon als junger Mann befaßt er sich mit dem Grundproblem von Gut und Böse. In einer Rezension über Shakespeare heißt es im Sinne Spinozas (1771): „Das, was wir böse nennen, ist nur die andere Seite vom Guten, die so notwendig zu seiner Existenz und in das Ganze gehört, als zona torrida brennen und Lappland einfrieren muß, damit es einen gemäßigten Himmelsstrich gebe.“ Das ist ein Vorläufertum von Nietzsches „Jenseits von Gut und Böse“. In „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ (II, 1) heißt es: „Sünde selbst und Verbrechen sind nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen.“ So nahm Goethe Stellung zur Lehre Kants. Den „freien Willen“, der sich „anmaße, aus Natur wider die Natur zu handeln“, mochte er ihm noch vergeben; aber daß Kant ein radikal

Böses in die menschliche Natur legte, führte Goethe zu dem Ausspruch, daß Kant „seinen philosophischen Mantel mit dem Schandfleck des radikalen Bösen beschlabbert habe“ (7. Juni 1793).

Von Goethe wird eine mündliche Aeußerung überliefert: „Ich habe nie von einem Verbrechen gehört, das ich nicht auch hätte begehen können“ oder „zu dem ich nicht auch den Antrieb in mir verspürt hätte.“ Dieses Wort wird überliefert von Peter Altenberg, von Herrmann Grimm in seinem Buche über „Goethe“, von Oettingen, dem ehemaligen Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar, es findet sich in Ralph Walter Emersons „Repräsentanten des Menschengeschlechts“, erschienen 1850.

Von sich selbst sagt Goethe: „Es war mir angeboren, mich in die Zustände anderer zu finden, eine jede besondere Art des menschlichen Daseins zu fühlen und mit Gefallen daran Teil zu nehmen.“ Und an andern Stellen: „Alles, was von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession“ ... „Es ist kein Buchstabe, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten wäre“ ... „Was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen.“

Seine Dichtungen wurden ihm also zu tiefsten Bekenntnissen, zu Aequivalenten, zu Ersatzwerten seiner Lebensäußerungen. Sein Schaffen war zeitweise ganz triebhaft. An Gräfin Auguste zu Stollberg 1775: „O wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe, ich ginge zugrunde.“ An Frau v. Stein 1782: „Wenn ich nicht immer neue Ideen zu bearbeiten brauche, werde ich wie krank.“ Dieses triebhafte Schaffen des Dichters ist biologisch als Degenerationszeichen, als Entartungszeichen anzusprechen. Im großen Dichter, der immer alte Tafeln stürzt und zertrümmert, äußert sich der menschliche Zerstörungsdrang, in der Dichtung sublimiert, vergeistigt. Auch die ewige Selbstbespiegelung des Dichters – ganz besonders bei Goethe – geht in einen pathologischen Narzißmus über. Die moderne Psychiatrie faßt die ganze Goethe-Natur mit ihrem Himmelhochjauchzen – Zutodebetäubt als eine manisch-depressive, also leicht psychopathische auf. Auch eine Anlage zur Erotomanie, zu triebartigem Bedürfnisse nach steten und wechselnden Liebesneigungen, war bei ihm vorhanden. Sein bekannter Verkleidungstrieb zeigt ihn uns, wie er sich in alle Gestalten zu hüllen und in allen Sprachen der Seele zu bekennen liebt. Ist er nicht selbst der schwankende Liebhaber im Weißlingen, im Clavigo, Werther und Fernando? Nicht der schuldbeladene und schuldbewußte Orest, der zerrissene und verwirrte Tasso? Wilhelm Meister und Faust mit zwei Seelen in der Brust? Hüllt er sein Leben nicht in den Schleier von Wahrheit und Dichtung? Nimmt er in seiner Dichtung nicht allerlei äußere Gestalt an, um sich innerlich voll und ganz auszuleben? Sind seine Helden nicht Masken und Vorgebungen seines Geistes?

Georg Brandes berichtet:

„Goethe folgt nicht nur dem Leben Cagliostro, sondern sucht sogar in Palermo die Familie Balsamo auf, weil er wittert, daß der Sohn Guiseppe Balsamo, der nach mannigfachen tollen Streichen spurlos verschwand, und der später so berühmte Graf Cagliostro dieselbe Person seien. Er studierte die Verhältnisse der Familie Balsamo, sogar ihre Briefschaften mit derselben Gründlichkeit, mit der er eine Pflanzenfamilie in der Botanik zu studieren gewohnt ist. Er betrachtet mit lebhaftem Interesse die Triumphe dieses kühnsten Abenteurers und Schwindlers der neueren Zeit über die Leichtgläubigkeit der Menschen; er untersucht, wie Betrogene, Halbbetrogene und Betrüger diesen Menschen verehren und jedem gesunden Menschenverstand Hohn sprechen. Es fesselt ihn, Balsamos Metamorphosen zum Marchese Pellegrini, Comte Cagliostro und noch weiter zu verfolgen. Er befriedigt auch seinen eingewurzelten Hang zur Mystifikation, indem er sich dadurch bei der Familie Balsamo Zutritt verschafft, daß er sich für einen Engländer ausgibt, der ihnen Nachricht von dem in London weilenden Cagliostro überbringen soll.“

Bedeutsamste Ansprüche finden sich in „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ in den sogenannten „Bekenntnissen einer schönen Seele“, deren Verfasserin bekanntlich Goethes alte Freundin Susanna Katharina von Klettenberg war. Da heißt es: „Mehr als ein Jahr mußte ich empfinden, daß, wenn mich eine unsichtbare Hand nicht umschränkt hätte, ich ein Girard, ein Cartouche, ein Damiens und welches Ungeheuer man nennen will, hätte werden können; die Anlage dazu fühlte ich deutlich in meinem Herzen ... Niemals werde ich in Gefahr kommen, auf mein eigenes Können und Vermögen stolz zu werden, da ich so deutlich erkannt habe, welch Ungeheuer in jedem menschlichen Busen sich erzeugen und nähren könne.“

Wie müssen diese Gedanken und Gefühle Goethes eigenem Wesen entsprochen haben, daß er sie in seinen Roman aufnahm und nur stilistisch zu seinem Eigentum machte! Es kann auch nicht bezweifelt werden, daß die vorhin erwähnte mündlich überlieferte Goethe-Aeußerung mit diesen Worten der Klettenberg inhaltlich völlig übereinstimmt.

Und nun zeigt sich Goethes tiefe Einfühlung in Verbrechen und Verbrecherseele.

In „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ behandelt Goethe eine inzestuöse Liebe zwischen Bruder und Schwester, die sogar nicht ohne Folgen blieb. Das Seelenleben des liebenden Bruders wird aufs feinste gezeichnet. Man denke auch an den Einakter „Die Geschwister“. In der ursprünglichen Fassung der „Stella“ schließt Fernando die Doppelehe mit Stella und Cäzilie unter Zustimmung der letzteren nach dem Vorbild des Kreuzfahrers Grafen von Gleichen. Damals stand Goethe in seiner Doppelneigung zu Friedericke Brion und Lili Schönemann.

Mehr als ein Zeugnis belegt zum mindesten Goethes Verständnis und Einfühlung in die gleichgeschlechtliche Liebe.

In „Werthers Leiden“ wird von einem Bauernburschen erzählt, der seine Dienstherrin, eine Witwe, liebt, sie zu vergewaltigen versucht und sie schließlich aus Eifersucht tötet. Es kann keine zartere Schilderung des Sittlichkeitsverbrechers und Totschlägers geben.

Aehnlich die Verherrlichung der „Bajadere“: im Gedicht gesungen wie im Leben getan an Christiane Vulpius:

„Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.“

Goethe übersetzt die Lebensgeschichte des Benvenuto Cellini aus dem Italienischen, eines genialen und verbrecherischen Renaissancemenschen. Die Nachbarschaft von Verbrechen und Künstlerschaft – Cellini war Goldschmied, Baumeister, Dichter und Musiker – wird hier gewissenmaßen an einem Schulbeispiel entwickelt. Der Papst verzeiht Cellini alle Mordtaten, die er verübt hat und noch verüben werde. Cellinis Verfolgern erklärt der Papst: „Ihr müßt wissen, daß Männer wie Benvenuto, die einzig in ihrer Kunst sind, sich an die Gesetze nicht zu binden haben.“ Dieses bekannte psychologische Verbrechensmotiv für geniale Naturen!

Goethe feiert Cellini als „ein bedeutendes und gleichsam unbegrenztes Individuum“. Etwas ähnliches war Goethe selbst. „Mich selbst ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht“ bekennt er in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“.

Dann die Dramen. Im Götz von Berlichingen und im Egmont der Held je ein politischer Verbrecher, zwar edler, milder Art. Egmont insbesondere ein naiver politischer Held und Staatsverbrecher zufolge Sorglosigkeit und Leichtsinns der Goethe-Natur. Im Schauspiel „Die natürliche Tochter“ eine ganz im milden Goetheschen Sinn gehaltene dichterische Behandlung des Verbrecherischen, das als etwas geistig Wirksames rein objektiviert wird.

„Iphigenie auf Tauris“ bringt eine Fülle kriminalpsychologischer Probleme. Ein Anklang an Schiller findet sich. Orest, der Muttermörder, der Verbrecher, wird zum Heros, zum Helden. Die Apotheose des Verbrechers, bei Goethe nicht erwartet! Pylades spricht es aus:

„Zu einer schweren Tat beruft ein Gott
Den edlen Mann, der viel verbrach, und legt
Ihm auf, was uns unmöglich scheint, zu enden.
Es siegt der Held, und büßend dient er
Den Göttern und der Welt, die ihn verehrt.“

Der edle Mann, der viel verbrach, ist Goethe selbst. Das Orestmotiv legte in seiner Brust. Unter der Last von Schuld und Reue, die sein bewegliches und entzündliches Herz auf ihn gehäuft hatte, kam er sich zeitweise recht unselig vor.

Die schwere Tat, die ihm ein Gott auferlegt, und die vollbringend er büßend dient, ist die Verbreitung von Humanität und Duldsamkeit und vorurteilsfreier Liebe durch seine Werke. So werden die Widmungsworte im Exemplar der Iphigenie an den Schauspieler Krüger, den ersten Darsteller des Orest, verständlich:

„So im Handeln, so im Sprechen
Liebevoll verkünd' es weit:
Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit!“

Deutlicher konnte sich Goethe nicht erklären!

Endlich im „Faust“ mit der großen Erlösungsidee die Symbolisierung des Urproblems vom Bösen wie von Anfang an bei Goethe; dem Bösen wird in der sittlichen Entwicklung des Menschen sein wichtiger Anteil zuerkannt: Der Herrgott spricht es aus:

„Des Menschen Tätigkeit kann allzuleicht erschaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh,
Drum geb ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.“

Das waren unsere größten Dichter. Es folgte der größte Musiker.

Beethoven war Enkel und Sohn von schweren Trinkern und Degenerierten. Sein Gesichtsschädel zeigte jene Mißbildungen – fliehende Stirn, vorstehendes Kinn, starke Backenknochen –, die in der Wissenschaft als Entartungszeichen gelten und sich häufig in Verbrecherphysiognomien finden. Auch die Ertaubung Beethovens, die mit seinem 28. Lebensjahr einsetzte und schließlich eine vollständige wurde, ruhte auf degenerativer Grundlage. Viele Charakterschwächen Beethovens, sein Uebermaß an Temperament, sein Trotz, sein Mißtrauen, auf der andern Seite die unerhörte Zartheit seines Empfindungslebens, erscheinen pathologisch gefärbt. Er litt an Zwangsvorstellungen. Goethe nennt ihn eine „leider gänzlich ungebändigte Persönlichkeit“. Sein aufwallender Jähzorn brachte ihn in ständige Konflikte selbst mit seinen besten Freunden. Seine Jugend war hart, seine Erziehung vernachlässigt. Seine Größenideen, sein Eigenbewußtsein, sein Stolz waren maßlos. Aehnlich wie Schiller in seinem bekannten Wort setzte Beethoven die große Kraft der Tugend gleich. „Kraft ist die Moral der Menschen, die sich von andern auszeichnen, und sie ist auch die meinige.“ Und: „Fürsten hat es und wird es noch Tausende geben, Beethoven gibt es nur einen.“ Der Komponist Brahms, der der Beethovenschen Musik sehr nahe steht, soll gesagt haben: „Beethoven hätte auch ein großer Verbrecher werden können.“ Kriminell gefärbte Züge, wie sie bei manchem ganz Großen bekannt geworden sind, fehlen nicht. Obwohl er sich 7000 Gulden gespart hatte, spiegelte er seinen englischen Freunden angebliche Armut vor, um Unterstützung zu erlangen. Seine unbändige Leidenschaft, in der Unheil schlummerte, wurde verbraucht im Kampf gegen sein hartes Schicksal, wurde absorbiert in seiner Kunst. Auch bei ihm die triebhafte pathologische Produktivität. Er selbst war hindurchgegangen durch den Filter aller Leidenschaften und seelischen Erschütterungen und bildete die Kraft seines Genius in unsterbliche Akkorde und Melodien um. Kriminalpsychologisch lautet das Beethoven-Problem: Was wäre aus Beethoven geworden, wenn er nicht die geniale musikalische Befähigung gehabt hätte? Vielleicht hat Brahms recht. Beethoven aber schrieb sein Meisterwerk, die 9. Sinfonie, die heilige Apotheose ebenfalls des Humanitätsgedankens und reinigte so durch seine Kunst – wie Goethe – sein Innerstes von der grenzenlosen Ichsucht, neben der immer kriminelle Triebe in der Menschenseele schlummern.

Eigenartig sind bei einigen Persönlichkeiten die realen Verknüpfungen von Kunst und Verbrechen. Da haben wir den großen Tizian, von einträglichen Aufträgen überhäuft, im Besitz eines gewaltigen Vermögens – er gab seiner Tochter Lavinia eine wahrhaft königliche Ausstattung, 1400 Dukaten teils in bar, teils in Juwelen, er bezog Pensionen von Kaisern und Königen, besaß ein Privileg des Holzschlages in den südtiroler Wäldern, besaß mehrere Landhäuser in Cadore, bei Serravalle, in Conegliano, aber mit seiner

Einkommensteuer von 1588 führt er den Staat Venedig hinters Licht: er verdiene jährlich kaum 110 Dukaten aus verschiedenen Quellen; 62 Dukaten bezahle er in Venedig Miete; da sei es schwer, sich und seine Familie durchzubringen. Er war habgierig, betrog und schrieb betrügerische Bettelbriefe.

Der berühmte Maler Salvatore Rosa, ein Genie der Barockzeit, der anerkannte Schöpfer der romantischen Landschaft und ein hinreißender Techniker, war in seiner frühen Jugend Mitglied einer gefürchteten Räuberbande in den Abruzzen. Hier studierte er die malerischen Figuren, die er später so oft in seinen Bildern festhielt. Dann kam er nach Rom, schuf seine ersten berühmten Schlachtenbilder, und wurde auch als Epigrammdichter und Schauspieler eine gefeierte Persönlichkeit, indem er in einem kleinen Palais literarische Feste und satirische Aufführungen veranstaltete, satirische Stücke verfaßte und sie durch eine eigene Truppe aufführen ließ, ja sogar eine Theaterakademie gründete. Später malte er wieder in Rom in seinem prächtigen Atelier auf dem Monte Pinci seine bekanntesten Meisterwerke, jene großartigen biblischen und geschichtlichen Szenen, jene phantastischen Landschaftsvisionen, in denen er die ganze Unbändigkeit seines Naturells austobte. Seine Dichtungen, seine schauspielerischen Leistungen, seine Gemälde – alles: gebändigte kriminelle Triebe, anfänglich im Banditentum realisiert!

Ein interessantes Beispiel auf wissenschaftlichem Gebiet ist Francis Bacon, der mächtige Kanzler von England und große Reformator der Wissenschaften, ein Zeitgenosse Shakespeares. Nur weil sein Charakter so praktisch, so nüchtern und so geschmeidig war, konnte dieser bedeutendste Realphilosoph die Wissenschaft ebenso praktisch, nüchtern und geschmeidig denken lehren, damit ihr die Weltmacht zufallen sollte. Dieselben Charaktereigenschaften, die seine Größe bedingten, verstrickten ihn aber auch in die Schlinge des Verbrechens der richterlichen Bestechlichkeit, die ihn ins Gefängnis führte. So anpassungsfähig und dehnbar wie seine neue geniale wissenschaftliche Methode war auch in mancher Hinsicht seine Moral.

Ein andres Persönlichkeitsbild!

In Emile Rousseaus „Bekennnissen“ offenbart sich mit voller Deutlichkeit der perverse Trieb, sich entblößt zu zeigen: Exhibitionist: zunächst in der erotischen Form, an der Rousseau als Jüngling litt und mit dem er dann als Schriftsteller seine masochistischen Verirrungen mit raffiniertem Behagen am Gestehen eigener Sünden schildert. Aber dieser erotische Entblößungstrieb erscheint bei ihm zum allgemeinen Typ erweitert: er gesteht auch Mängel seiner geistigen Veranlagung, so seine eingewurzelte und nie überwundene Neigung zum Diebstahl wie seine allgemeine Veranlagung zur Entartung. Er schreibt in seinen Bekenntnissen, daß er seine Diebereien nicht lassen könne, daß er sich nie habe von ihnen frei machen können. Die masochistische Grundlage dieser Diebereien ist von der Sexualwissenschaft aufgedeckt worden; bildet geradezu ein Schulbeispiel. Aber dem Dichter Rousseau gelingt es, diesen entarteten Entblößungstrieb in seinen schriftstellerischen Produkten, zumal in den „Bekennnissen“ und im „Emile“ zu sublimieren, zu vergeistigen. Gerade dieser Trieb führte ihn zu seinen hervorragenden Ergebnissen, zu schonungsloser Aufdeckung der Gebrechen aller menschlichen Kultur; ohne diesen Entblößungstrieb hätte er nicht werden können, was er geworden ist, ein geistiger Vorläufer der großen französischen Revolution.

Exhibitionistisch veranlagter Sexualverbrecher war der italienische Dichter Pietro Aretino (1492-1557), der berühmte Verfasser der 16 schamlosen Sonetten („Sonette lussuriosi“) zu Giulio Romanos obskuren Zeichnungen, der aus seinen unzüchtigen und satirischen Schriften ein einträgliches Gewerbe machte. Hier findet sich also eine recht grobe künstlerische Veräußerlichung der inneren entarteten sittenlosen Gesinnung. Und doch scheint diese noch einen andern Zusammenhang zu haben. Seine besseren Schriften verschafften ihm eine große Anzahl von Bewunderern, man nannte ihn „den Göttlichen“ (il divino). Er verfaßte abwechselnd mit den obskuren Schriften religiöse Erbauungsbücher, übersetzte einige Psalmen und hatte keinen geringeren Ehrgeiz als Kardinal zu werden, was ihm aber der Papst Julius III. lachend abschlug. Wahrscheinlich liegt hier die schon erwähnte psychologische Verlötung des Religiösen mit dem Sexuellen vor, die ja die ganze italienische Renaissance kennzeichnet.

Auch der Humor fehlt nicht. Der Konstanzer Hanns, ein 1759 geborener schwäbischer Straßenräuber, gab, gefangen gesetzt, 1784 eine 500 Namen und Beschreibungen damals noch vagierender Gauner enthaltende

Liste heraus, die den Polizei- und Gerichtsbehörden in ganz Süddeutschland von sehr großem Nutzen wurde. Er wurde deshalb vom Galgen begnadigt, wurde danach bei Ueberführung neu eingefangener Gauner und Ermittlung von Spießgesellen mit tätig, er sollte sogar amtlich angestellt werden, war aber hierzu schließlich zufolge seines Vorlebens zu kränklich. 1791 aber gab er einen grammatischen Leitfaden der Gaunersprache nebst Vokabular unter folgendem Titel heraus: „Wahrhafte Entdeckung der Gaunersprache, von dem ehemals berühmten Gauner Konstanzer Hanns. – Auf Begehren von Ihm selbst aufgesetzt und zum Druck befördert.“ Der Straßenräuber war also zum Sprachforscher geworden!

Bei Emile Zola ist die künstlerische Ausführung so packend, daß sie nur durch die aufrichtige Sympathie des Schriftstellers, die Liebe, das tiefe Verständnis mit seinen Typen (Dirnen, Verbrechern, Mördern) und ihren Lastern erklärt werden kann. Und zu einem derart intensiven Einfühlen in das Milieu gehört eine gewisse Geistesverwandtschaft mit den dargestellten Kunstobjekten. Dieses tiefgreifende Verstehen war bedingt durch etwas Gemeinsames in der geistigen Veranlagung mit dem Verbrecher. Daneben aber waren verschiedene andere hemmende Motive wirksam, u. a. die Sublimierung, die Verflüchtigung dieser geistigen Eigenart in das Kunstschaffen, das sich gerade in solchen verbrecherischen Typen objektiviert.

Ein geistiger Exhibitionist ist auch Frank Wedekind. Von „Frühlings Erwachen“ bis zum „Simson“ ist sein ganzes Dichten eine Abrechnung mit sich selbst, eine wollüstig grausame Zergliederung des eigenen Menschenleibes, zuweilen grotesk bis zur Lächerlichkeit, zuweilen nicht ohne Größe. Was die meisten Kämpfer des Lebens schon gefühlt und gedacht haben, das auszusprechen besaß Wedekind nicht nur den Mut, sondern vielmehr den unwiderstehlichen Drang. Er entblößte nicht nur in sich selbst den Mann, sondern mit Vorliebe in seinen Frauengestalten auch das Weib als solches. Sein Trieb war so stark, daß er sich im Ausleben in der Dichtung nicht begnügte: es trieb ihn auf die Bühne, wo er als recht mittelmäßiger Schauspieler seine Pointen noch persönlich und mündlich unterstrich. Also Umsetzung des Triebes in Ausübung zweier Künste! Und doch war er ein Vorkämpfer in „Frühlings Erwachen“ für Gedanken, die heute unsre Soziologen und Pädagogen ernsthaft erwägen, und ein Prophet in „Franziska“, „Schloß Wetterstein“ und „Simson“ für Gedankengänge, die erst heute der Wissenschaft geläufig werden.

Ein Entblößer endlich auch August Strindberg, ein Entblößer der Seele und ihrer Unreinheiten. Er stellt mit der äußersten Schlußfolgerung das nur gedachte Verbrechen der wirklichen verbrecherischen Tat gleich. „Glaubst du nicht, daß jeder Mensch irgend einmal in seinem Leben eine oder die andre Handlung begangen hat, die unter das Gesetz gefallen wäre, wenn man sie entdeckt hätte?“ „Es gibt Verbrechen, die nichts ins Gesetzbuch aufgenommen werden, und die sind die schlimmsten, denn die müssen wir selber strafen, und kein Richter ist so streng wie wir“ („Rausch“). „Glaubst du nicht, daß jeder Mensch eine Leiche an Bord hat? Haben wir als Kinder nicht alle gestohlen und gelogen? Doch sicher! Nun, es gibt Menschen, die ihr ganzes Leben lang Kinder bleiben, so daß sie ihre gesetzwidrigen Begierden nicht lenken können. Kommt nur die Gelegenheit, so ist der Verbrecher fertig ... Weißt du, was einen am meisten quält, wenn man im Gefängnis sitzt? Daß die andern nicht auch sitzen – die Unbestraften!“ Der „verbrecherischen Eingebung“ wird mit wissenschaftlicher Psychologie nachgespürt, sie ist eine unbewußte Suggestion („Paria“). Der eigentümliche Reiz des Verbrechen wird analysiert, „man hat sich über und außerhalb des Naturgesetzes gestellt“ („Rausch“). Die bekannten Todeswünsche, die tief verborgen zuweilen Kinder gegen ihre Eltern und Ehegatten untereinander hegen, bilden ein Thema. „Bist du sicher, daß der böse Wille nicht töten kann?“

Schon Henrik Ibsen verwendet in „Klein-Eyolf“ alle Kunst darauf, den Tod des Kindes aus der Gedankensünde der Eltern zu begründen. Bei Ibsen wie bei Gerhart Hauptmann findet das Kriminelle und Kriminalistische keine sparsame Verwendung. Sie erscheinen aber mehr als Beiwerk, als Mittel zum Zweck. In Strindbergs psychologischen Dramen wird das Kriminelle zum Thema, wird Selbstzweck. Ein Kunstkritiker sagt hierzu: „Solche Menschen wie Strindberg schafft doch nur ein Dichter, der selbst ein ewiger Frevler und Büsser war. Hier haben diese Dramen ihren Mittel- und Kernpunkt. Am Schluß leuchtet ein Stern: das große Verzeihen dessen, der selbst gesündigt hat.“

So sind Strindbergs Dramen und Gestalten Selbstentblösungen, Bekenntnisse, Büssungen. Nicht annähernd vollzieht sich z. B. bei Ibsen oder Gerhart Hauptmann eine solche erschütternde, peinigende

künstlerische Verdrängung, eine solche Sublimierung des Seelisch-Verbrecherischen wie bei Strindberg. Da man bei ihm den pathologischen Einschlag seiner ganzen Persönlichkeit nicht übersehen darf, wird man geneigt sein, seinen unwiderstehlichen Bekenntnisdrang psychiatrisch als sogenannten Versündigungswahn zu deuten, der aber immer auf latenter krimineller Veranlagung ruht.

Und was dem dichtenden Individualgeist geschah, widerfuhr auch dem künstlerisch schaffenden Geist eines ganzen Volkes. Der antike griechische Göttermythos – Theogonie – ist voll von entsetzlicher Greuel und Verbrechen. Im Kampf und Sieg der Uraniden gegen die Titanen fügen sich die rohen Gewalten der Natur und des Menschenlebens unter fortgesetzter Verbrechensübung auf beiden Seiten einer sittlichen Weltordnung. Im germanischen Göttermythos wird ganz derselbe Gedanke gestaltet.

Durchsetzt mit kriminellen Bestandteilen war weiter auch die griechische Heldensage, so von Orest und Oedipus. Man kann nicht die Geschichte eines Heldengeschlechtes finden, das so von entsetzlichen Verbrechen aller Art angefüllt wäre wie das der Atriden. Blutschande, Gatten-, Bruder- und Muttermord, Anthropophagie häufen sich. Es ist, als habe der Menschen- und Dichtergeist alle Phantasie zu Hilfe genommen, um die Darstellung einer unerhörten Vielheit und Größe von Verbrechen zu zeigen. Dem individuellen Dichtergeist ist nicht gelungen – auch nicht Shakespeare –, was hier dem dichterischen Geist eines ganzen Volkes gelang. Dieser Sagenkreis des Tantalusgeschlechts soll nichts anderes als das wirkliche Leben symbolisieren, in dem sich ebenfalls, von einer höheren Warte gesehen, die Verbrecher von Geschlecht zu Geschlecht wälzen und häufen. Antike Großartigkeit und Schönheit liegen über dem schaudervollen Verbrechensgemälde gebreitet. In der Oedipussage ebenfalls alles von wunderbarster Symbolik. Vaternord und Mutterschändung sind die aus der Urzeit in die Kultur hineinragenden furchtbarsten Verbrechen. Der Frevler Oedipus ein Hochgestellter, voll Intelligenz und Tatkraft. Der Rätsellöser, der die grausame Sphinx in Theben vom Felsen stürzte, ist der Welterlöser. Und doch ein Missetäter! Wie Goethes Orest. Die großartige Entsöhnung fehlt nicht. Die Gottheit nimmt auf der Insel Kolonos den von Reue Gequälten in wunderbar geheimnisvoller Weise von der Erde hinweg. Ähnliches in der germanischen Sigurd- bzw. Siegfriedsage. Das Verbrechen der Menschheit klebt am Golde des Nibelungenhorts. Aus dem nachtgeborenen unbändigen Willen zur Macht fließen maßlose Verbrechen. Der kriminelle Stoff ist auch hier keine zufällige oder gleichgültige Wahl. Was ein ganzes Volk, ja was ganze Völker im Gleichnisse verdichten, kann nur sein, was ihre Herzen am tiefsten bewegte. Die mit dem Verbrechen gepaarte Heldenkraft wird in der Heldensage verherrlicht.

Aus der blutigsten und verbrecherischsten Zeit, welche die Weltgeschichte auf italischer Erde sah, gingen durch einen wunderbaren psychologischen Prozeß in der sogenannten Renaissance, in der Wiedergeburt der Antike, die moderne Persönlichkeit, die Individualität und ein unsterbliches Kunstschaffen aller Art hervor. Hier werden die psychologischen Verbindungslinien von Kunst und Verbrechen an einem historischen Schulbeispiel ganz deutlich. Der einzelne, mit großen Gaben und starkem Willen ausgerüstete Mensch fand in dieser chaotischen Verwirrung Gelegenheit, Verführung und Mut, Anlaß, ja Zwang, seine Willenskraft auf das rücksichtsloseste zu steigern und sein Ich, seine Fähigkeiten, seine volle Persönlichkeit durchzusetzen und auszuleben, seine geistigen Fähigkeiten voll auszubilden und nach unermeßlichem Ruhm zu streben. Die egoistischen, selbst brutalen und verbrecherischen Instinkte sind es, die, weil sie eine ungeheure äußere und innere Bewegungskraft erzeugen, in einer gewissen Großartigkeit auch die sonst vielleicht zurückgehaltenen inneren Werte des Menschen mit Ueberkraft, gewaltsam heraustreiben! So hoch wurde die in irgend welcher Richtung sich offenbarende geistige Ueberlegenheit geschätzt, daß sie des moralischen Wertes der Persönlichkeit weder zur Voraussetzung noch zur Begleicherscheinung bedurfte. Ja, sie galt, auch wenn sie sich verwerflicher und verbrecherischer Mittel bediente, gleichwohl als bewundernswürdig. Unter solchen Umständen wurde die Innerlichkeit der Menschenseele in der Renaissance geboren, errungen, gewonnen!

Als sich der alte Mythos nach Jahrhunderten in Einzelheiten auflöste, wurde im Volksmärchen der uralte Kampf zwischen Gutem und Bösem im Kriminellen beibehalten. Wenn wir von unsrem Volksmärchen den Schleier wegziehen wollten – Grausamkeitsmotive häufen sich. Der Haß der Stiefmutter gegen die

Stieftochter in „Aschenbrödel“ und „Schneewittchen“. Im Märchen „Der Liebste Roland“ hackt die Stiefmutter der leiblichen Tochter, die sie mit der Stieftochter nächtlich verwechselt, den Kopf ab. Das Märchen vom „Wacholderbaum“: Die Mutter kocht die Leiche des kleinen Stiefsohnes, dem sie mit dem Deckel der Aepfelkiste den Kopf abgeschlagen hat, und setzt diese ekle Speise dem ahnungslosen Vater vor. Auch in „Schneewittchen“ wird die hassende Stiefmutter zur Menschenfresserin getrieben; in den Eingeweiden eines Hirsches glaubt sie Schneewittchens Lunge und Leber zu verzehren; dann wird die Königin zur raffinierten Giftmörderin. Die Blutschande zwischen Vater und Tochter bildet das Thema des Märchens „Allerlei Rauh“. Das Problem wird psychologisch und poetisch meisterhaft behandelt. Sodomistische Regungen finden sich im Märchen von den „drei Schwestern“ und im „Nußzweiglein“. In „Fitchers Vogel“ nähert sich der alte Hexenmeister dem Lustmördertypus. Die alten, im Laufe der Kultur gemilderten Instinkte und Urtriebe führen noch heute ein verborgenes Leben im Märchen. Da wurden sie nochmals wach, da lebten sie sich in der Dichtung aus. Das Verbrechen will sich bespiegeln, die Menschheit, das Volk bespiegelt sich in seinen Verbrechen. Und trotz des stark Kriminellen der ganze Volksmärchenschatz ein literarisches Kleinod, eine liebliche, wunderbare Poesie voll höchsten Zaubers, ein schönstes Erziehungsbuch für unsere Kinder. Eine Sublimierung, wie wir sie wiederholt trafen.

Und hätten wir die höchste Dichtungsgattung, hätten wir überhaupt eine dramatische Poesie, hätten wir eine Tragödie, wenn sie nicht die großen Verbrecher zum Gegenstand ihrer Darstellung machen konnte? An ihnen hat sie sich aufgebaut. An den Schicksalen und Charakteren der großen Verbrecherhelden entwickelte sich überhaupt erst das antike Drama. Die griechischen Tragiker werden nicht müde, immer dieselben Gestalten vorzuführen und die Schuldfrage zu verfeinern, zu vertiefen. Und trotz eines strengen praktischen Strafgesetzes der Griechen feierte die griechische Tragödie bereits vor Jahrtausenden die Entsöhnung, die Erlösung, ja die Apotheose des Verbrechers, z. B. im Oedipus auf Kolonos. Wie Goethe im Orest! Von Shakespeare über Goethe und Schiller, wie wir schon sahen, zu Friedrich Hebbel, Grillparzer, Otto Ludwig, Richard Wagner, Henrik Ibsen, Strindberg, bis zu den Neueren und Neuesten kommen die Dichter von der Darstellung des menschlichen Verbrechens nicht los. Das tragische hat mit solcher Seelenstimmung Verknüpfung. Schiller hatte schon recht. Jene Furcht und jenes Mitleid, die das Tragische weckt, haben kriminelle Verknüpfungen. Die offenbaren oder verborgenen kriminellen Instinkte des Menschen werden durch das Drama in eine geheimnisvolle, teilweise unbewußte Mitschwingung versetzt; sie können sich zuschauend, zuhörend an der dichterischen Darstellung des Verbrechens ausleben, ohne sich vielleicht real kriminell betätigen zu müssen. Das ist das tiefste Geheimnis des Tragischen.

Wir haben unsern Gedankenkreis vollendet. Kunst und Verbrechen haben einen ewigen, einen psychologisch unlösbaren Bund geschlossen. Es braucht uns nicht zu entsetzen, nicht zu wundern. Das Genie kann an der Grenze wie zum Wahnsinn so zum Verbrechen, zuweilen zu beiden stehen.

Wie die Natur künstlerische und verbrecherische Energien verknüpfte, habe ich psychologisch zu zeigen versucht. Weshalb die Natur es tat? Ein Gedanke der Versöhnung kommt über uns.

Mit dem ihm im Lebenskampf notwendigen Selbsterhaltungstrieb mußte die Natur dem Menschen auch die Fähigkeit und Anlage zum Verbrechen geben und belassen. Sie schenkte ihm aber zugleich auch die Gabe zur künstlerischen Gestaltung aller Art. Ganz nahe rückte sie liebend diese beiden Fähigkeiten zusammen. Die Natur verlieh uns, unser Niedrigstes, unser Irdischstes in unser Höchstes und Herrlichstes zu verflüchtigen, zu verhüllen, zu vergeistigen! Und was dem Gesetzgeber und Richter zu erfüllen noch lange bevorstehen wird, die größten Dichter und Künstler haben es – ein Werk der Kultur – getan: sie haben das Verbrechen durch das Kunstwerk und in dem Kunstwerk geistig – überwunden!

Im Reich der Schelme

Von Ministerialdirektor Dr. Erich Wulffen

In meinem im Karl-May-Jahrbuch 1925 veröffentlichten Aufsatz „Kunst und Verbrechen“ habe ich die eigentümlichen psychologischen Zusammenhänge, die sich zwischen künstlerischem Gestalten aller Art und verbrecherischer Tätigkeit finden können, eingehend nachzuweisen versucht. Dabei war es vor allem die Psychologie des Betrügers, des Hochstaplers, welche die meisten interessanten Vergleiche und Anwendungen desselben psychologischen Gesetzes zuließ. Damals kam es mir in der Hauptsache darauf an, die Nachweise auf den Gebieten der verschiedensten Künste, vornehmlich in Dichtung und Literatur, und im Schaffen und Leben der Dichter und Künstler selbst zu führen, um das überraschende Ergebnis glaubhaft zu machen. In Vervollständigung des ganzen umfangreichen Stoffes möchte ich heute andererseits das Geschlecht der Schelme in einigen charakteristischen, auffälligen und Aufsehen erregenden Vertretern der Wirklichkeit am geistigen Auge des geeigneten Lesers vorüberziehen lassen und anschaulich darstellen, wie umgekehrt in ihrem Wirken und Tun tatsächlich „künstlerische Momente“ Bedeutung gewinnen.

Die Stufenleiter der hochstaplerischen Typen können wir von den bescheidenen Anfängen bis zu den Höhen der weltgewandten und internationalen Schelme hinauf verfolgen.

Ein kaum fünfzehnjähriges Mädchen brachte 1901 in Hirschberg einem alten Manne den Glauben bei, daß ihn eine schöne junge Dame aus reicher und angesehener Familie liebe und heiraten wolle. Fast täglich überreichte die kleine Schwindlerin ihm zärtliche Liebesbriefe, die sie alle selbst geschrieben hatte, und entlockte ihm Geld zum Ankauf von Geschenken für die „Braut“. Als der Betrogene Verdacht schöpfte und nicht mehr freigebig war, erhielt er von der „Schönen“ noch ein Brieflein mit den verheißungsvollen Anfangsworten: „Sie sind ein alter Esel!“ Man möchte sagen, daß in diesem kleinen Mädchen der Typus der Heiratsschwindlerin, wie wir ihn noch genauer kennen lernen, vorgebildet erscheint.

Noch drastischer ist der nachstehende Fall. Im Juni 1915 machte in Berlin-Wilmersdorf eine Frau dem Leben ihrer beiden Kinder ein Ende und gab sich auch selbst den Tod. Bald darauf erhielt der Witwer und Vater dieser Kinder einen Brief, dessen Schreiber sich als Detektiv ausgab und mit schrecklichen Enthüllungen über das Familienleben drohte, das die unglückliche Mutter in den Tod getrieben habe, wenn der Witwer nicht 400 bis 500 Mark an einem bestimmten Grabe des Friedhofs niederlegen würde. Zu derselben Zeit erlitt ebenfalls in Wilmersdorf ein Postdirektor einen Straßenbahnunfall. Wenige Tage darauf ging ihm ein Brief zu, in dem ihm „ein verfolgtes Mädchen“, das von einer Verbrecherbande festgehalten werde, mitteilte, daß man ihm nach dem Leben trachte, daß von einem Straßenbahnunfall, wie die Zeitung berichte, gar keine Rede sein könne, vielmehr der Fahrer der Straßenbahn, der ebenfalls der Verbrecherbande angehöre, ihn habe absichtlich totfahren wollen. Er möge ihr am Grabe Nummer 102 (dem andern Grabe benachbart) 400 Mark niederlegen, damit sie entfliehen und zu ihren Eltern zurückkehren könne; zum Dank werde sie die Verbrecher entlarven. In dem Briefe lautete es u. a. wörtlich: „Ich bin, vielmehr ich war die Geliebte dieses Schurken. Ich lernte ihn bei einer Ballfestlichkeit kennen; doch nur zu bald erkannte ich, daß ich in die Hände einer Verbrecherbande gefallen war, deren Anführer mein Geliebter war ... Ich leiste meinen Schwur darauf, Sie nicht wieder zu belästigen. Falls Sie aber meine Forderung nicht erfüllen, verlieren Sie Ihre Frau (die nach dem Zeitungsbericht im Krankenhaus lag). Ich stehe mit den Aerzten im Krankenhause in Verbindung, und dieselben werden nicht zögern, Ihrer Frau falsche Medizin zu geben. Denn wer im Krankenhause stirbt, wird nicht weiter untersucht.“ Und wer war diese Hochstaplerin und Erpresserin? Eine kleine Dreizehnjährige, die Tochter einer von ihrem Mann getrennt lebenden Arbeiterin, ein recht intelligentes Mädchen, eine der besten Schülerinnen ihrer Klasse, eifrige Leserin von Detektivromanen. Der Gerichtsarzt äußerte in seinem Gutachten: „Sie ist ein einsiedlerischer Geist, und ihre liebste Unterhaltung ist es, ihrer Phantasie freien Lauf zu lassen. Sie macht durchaus nicht den Eindruck der Frechheit oder Abgebrühtheit, ist vielmehr bescheiden und gesittet in ihrem Wesen. Sie zählt zu den degenerativen Phantasten.“

Eine Reihe neuer Tatsachen der Psychologie des Hochstaplers lernen wir hier kennen. Der Hochstapler neigt außer zu Betrug zu verwandten Delikten, so zu Erpressung, Fälschung und auch zu Diebstahl. Der

Erpresser arbeitet mit falschen Vorspiegelungen, die er in die erpresserischen Drohungen einkleidet. Die Fälschung ist eine geschriebene falsche Vorspiegelung, und der Dieb bedient sich vor allem der Heimlichkeit. So treffen wir einige Hochstapler zugleich als Hotel- und Juwelendiebe. Weiter zeigt sich, daß die hochstaplerische Anlage, gewissermaßen in Anlehnung an die Dichtung, sich schriftlich, ja, wie wir sehen werden, schriftstellerisch offenbaren und betätigen kann. Erst fanden wir die Stilübungen der kleinen Heiratsschwindlerin und auch im letzten Beispiele abermals Stilübungen mit Entlehnungen aus Detektivromanen. Endlich offenbarte sich der Phantast als mit pathologischem Einschlag behaftet. Der Hochstapler hat aus Eitelkeit, wenn nicht aus einem eigenartigen, inneren Bedürfnis heraus Freude an seiner Schwindelei, wie Jäger, Hochtourist usw. an ihren übertriebenen Abenteuerberichten. Eben diese Lust am Schwindeln, mit der sich nach bekannten psychologischen Gesetzen meist auch eine mehr oder minder ausgedehnte Fähigkeit dazu verbindet, wird beim Hochstapler zu einer wichtigen Triebfeder seiner Betrügereien. Alle lustbetonte Betätigung löst Fähigkeiten aus, die sonst verborgen bleiben. Aufmerksamkeit und Wille werden geweckt und auf sie hingelenkt. So entwickeln sich in ganz natürlicher Weise das hochstaplerische Talent und die oft erstaunliche hochstaplerische Willensenergie. Die Natur macht auch hier keinen Sprung.

Schließlich kann das Schwindeln für den hochstaplerischen Menschen unmittelbar Bedürfnis werden und nimmt in pathologischen Fällen, wo Instinkte und Triebe freier spielen, einen gradezu triebartigen Charakter an. Hierfür ein Beispiel aus meiner eigenen ehemaligen staatsanwaltschaftlichen Berufstätigkeit:

Ein Heiratsschwindler, ein gelernter Drogist, von der Gattung der „pathologischen Schwindler“, gab sich regelmäßig für einen praktischen Arzt aus. Wenn er die Verbindung mit einem Mädchen genügend ausgenutzt hatte und ihrer überdrüssig war, verschwand er und schrieb, um seine Spur „auf immer“ zu verwischen, unter dem Namen seines Bruders, den er zur besseren Beglaubigung zum Stabsarzt machte, der verlassenen Braut einen Brief des Inhalts, daß er gestorben sei. Nur so glaubte er sich vor den Verfolgungen der liebenden Mädchen sicher. Ein solcher Brief lautete wörtlich folgendermaßen:

„Sehr geehrtes Fräulein! Endlich bin ich in der Lage, Ihnen die traurigste aller Mitteilungen zu machen. Am 22. September d. J., abends $\frac{1}{2}$ 8 Uhr, entschlief nach kurzem, aber schwerem Leiden unser inniggeliebter Bruder, der *Dr. med.* (folgt Name), im Alter von 32 Jahren. Er hat sich in seinem Leben ein dauerndes Andenken erworben (er kam zum vierten Male ins Zuchthaus!) und sieht eine halbe Welt trauernd an seinem Grabe. Denn er war ein Freund der Armen und suchte in allen Formen das Los der ärmeren Klassen zu verbessern (dabei betrog er meist Mädchen aus den einfachsten Kreisen!). Die Beerdigung fand unter den Klängen der Militärmusik des 11. Regiments am 25. September statt (er war wegen der Zuchthausstrafen aus dem Heere ausgestoßen!). Eine lange Reihe von 85 Wagen folgte, ohne die Fußgänger, diesem teuren Entschlafenen ans Grab, wo vom Herrn Pastor eine ergreifende Grabrede gehalten wurde. Vor seinem Ende schluchzte er: O meine liebe gute Martha (so hieß nämlich die verlassene Näherin), könnte ich Dich noch einmal an meine Brust drücken. Du liebes Kind, ich nehme im Geiste von Dir Abschied! Dann gleich nach diesen Worten streckte er sich noch einmal aus, gab mir stumm die Hand und schloß seine Augen in der Hoffnung auf ein Wiedersehen im Jenseits. Glauben Sie mir, mein liebes Fräulein, es hat mein Herz samt meiner Familie tief erschüttert, den hoffnungsvollen Bruder so zeitig ins Grab senken zu müssen. Denn er war ein Liebling aller, die mit ihm im Verkehr standen. Ich werde mir erlauben, Sie im November auf der Durchreise zu besuchen (kam aber nicht!), um Ihnen eine große Schleife, von seinen Freunden gespendet, mitzubringen, die um ihrer Schönheit willen nicht mit ins Grab gelegt wurde. Denn im ganzen waren es 105 Kränze mit 78 großen und kleinen Schleifen.“

Ich versichere ausdrücklich, daß ich an dem Briefe meines Hochstaplers kein Wort, vor allem keine Ziffer geändert, sondern nur die orthographischen Fehler dieses hoffnungsvollen Mediziners verbessert habe. Wie ich als damaliger Staatsanwalt diesen Mann kannte, sehr gut kannte, so lebte er beim Schreiben dieses Briefes in einem glückseligen Gefühl. Es tat ihm unendlich wohl, so ehrenvoll begraben zu werden. Mit Tränen in den Augen hat er wahrscheinlich Augenblicke lang geglaubt, sich eingeredet, ach so gern eingeredet, er sei wirklich dieser Liebling aller, der sich ein dauerndes Andenken erworben habe. Es war sein Wunsch, seine innerste Sehnsucht, daß er so sein möchte. Wir hörten ja schon, daß der Hochstapler selbst so gern an seine Schwindeleien glaubt, daß er sie vorübergehend für wahr halten kann. Wir wunderten uns darüber. Jetzt lernten wir einen tiefsten Untergrund seiner Gläubigkeit kennen: die innerste Sehnsucht. Der Hochstapler lebt beim Schwindeln in einer andern Welt, die im Gegensatz zu der rauhen

Wirklichkeit seines eigentlichen nüchternen Daseins steht. Es ist ja Phantast und zaubert sich mit Hilfe seiner Phantasie diese schöne Welt des Scheins hervor. Nur begnügt er sich nicht mit der bloßen Vorstellung von ihr, sondern versucht sie in seiner Umgebung – auf Kosten der Mitwelt – zu verwirklichen. So flüchtet der Hochstapler so gern in diese schöne, für ihn bessere Welt, eine Sehnsucht treibt ihn immer wieder in sie zurück. Deshalb wird er immer von neuem straffällig. Dieser Umstand ist wichtig.

Neben der Sehnsucht macht sich ein Widerspruch, ein Protest bemerkbar. Der Hochstapler, der meist aus dürrtigen Verhältnissen kommt, lehnt sich auf gegen die ungleiche Verteilung der Güter des Lebens. Er findet in ihr eine Ungerechtigkeit, die er wenigstens zu seinen eignen Gunsten – nicht durch ehrliche Arbeit, sondern durch Betrügereien – zu bekämpfen unternimmt. In solchem Zustand ist der Mensch am stärksten geneigt, dem Gesetze des kürzesten Weges zu folgen. So findet sich in der Psychologie des Hochstaplers leicht ein – freilich unwahrer – sozialpolitischer Zug, den wir auch in dem Brief unseres Drogisten entdecken, der für das Wohl der ärmeren Klassen sich aufzuopfern vorgibt, während er in der Wirklichkeit sie schädigte. Ebenso verbirgt sich erfahrungsgemäß hinter manchem auffälligen sozialen Bekenner und Wohltäter ein maskierter Hochstapler.

Außer diesem eben erwähnten Protest kommt auch der Wunsch zur Geltung, ein lustbetontes Konzentrationsobjekt zu finden. Menschen, denen es irgendwie schlecht geht, körperlich oder seelisch, suchen immer nach solchen Gegenständen, mit deren Hilfe sie unangenehme Vorstellungen verdrängen. Wie der Philosoph sein Unbehagen der unverständlichen Welt gegenüber, so verdrängt der Hochstapler mit Hilfe seiner realisierten Phantasie seine Verzweiflung über sein Elend.

Andere Triebfedern des berufsmäßigen Betrügers sind Eitelkeit und Genußsucht. Es kitzelt ihn unendlich, eine Rolle zu spielen und die materiellen Freuden des Daseins zu genießen. Hiervon wird noch zu reden sein. Die Eitelkeiten des Hochstaplers grenzen vielfach an das Lächerliche, und seine Daseinsfreuden bestehen fast nur in Genüssen des Magens und des Erotisch-Sexuellen.

Endlich fanden wir in dem Brief unseres Drogisten wieder die schon mehrfach erwähnte schriftliche, ja schriftstellerische Lüge. Ein gehobener Stil trägt die Darstellung. Sie kann auch mündlich vorgetragen werden, dann bedarf es der rednerischen Kunst. Der erfolgreiche Hochstapler muß auch Rhetoriker sein. Wenn ich als Staatsanwalt amtlich mit Hochstaplern zu tun hatte, gab ich ihnen Gelegenheit, sich zwanglos auszusprechen. Das gab ihnen willkommenen Anlaß, sich zu entfalten, wobei ich auch als öffentlicher Ankläger auf meine Kosten kam. Die Herren gewannen zu mir Vertrauen und legten mir ihre Lebensauffassung so unverhohlen bloß, daß es meist nur weniger Fragen bedurfte, um die mir wichtigen Geständnisse zu erlangen. Die Redegabe des Hochstaplers wird schließlich zur Geschwätzigkeit. Ich habe Darstellungen zu hören bekommen in einem oft hinreißenden Redefluß. Dabei macht sich auch der aus der Kinderpsychologie bekannte motorische bloße Drang, die Sprachwerkzeuge zu bewegen, wundersam geltend. Der echte Hochstapler ist Sanguiniker, vor allem seine motorischen Nerven treiben immer ihr Spiel und bedürfen stets der anregenden Tätigkeit. So kommt ein Teil der erschwindelten Darstellung auf dieses ungeheure Bewegungsbedürfnis der Sprachorgane, wie beim Dieb die motorischen Nerven von Hand und Arm eine Rolle spielen. Diese gewissermaßen mehr körperlichen Fähigkeiten der Verbrecher haben in der Kriminalpsychologie noch nicht die rechte Beachtung gefunden. Die rhetorische Entfaltung des Hochstaplers enthüllte dann sein grenzenloses Bedürfnis, seinem Innern wieder einmal freien Lauf zu lassen und vor einem zu Studienzwecken allerdings besonders andächtigen Zuhörer zu glänzen. Es gibt nichts, was er mit seinen Lügen nicht glaubhaft zu machen versteht. Er lügt, wie man recht treffend zu sagen pflegt, das Blaue vom Himmel herunter. Man spürt es, wie er in der Entfaltung seiner gefährlichen natürlichen Gaben schwelgt, wie er beinahe dankbar ist, daß jemand ihn anhört, ohne daß er sich strafbar zu machen braucht. So entsinne ich mich eines schweren Verbrechers, der mir von seiner besseren Jugendzeit erzählte und mich glauben machen wollte, er – der kein Studierter war – habe in seinem Heimatdorf, als der Pfarrer krank gewesen sei, von diesem beauftragt, eines Sonntags in der Dorfkirche gepredigt. Auf meine Zweifel bestürmte er mich, diese Predigt, die er unvergessen im Gedächtnis behalten habe, mir wiederholen zu dürfen. So ließ ich ein Stück dieser Predigt über mich ergehen. Sie bestand in der Hauptsache aus Reminiszenzen an Gefängnispredigten; aber auch aus ihnen klang es mir wie eine laute Sehnsucht nach einem andern Dasein heraus.

Da gibt es weiter hochstaplerische Anfänge, die selbst der Gebildete und Besizende am liebsten für erlaubt halten möchte und welche die geheime Lust am Schwindeln recht deutlich vor Augen führen. Ein

berühmter Kammersänger erzählte mir, daß er von seinen Gastspielreisen oft geschmuggelte Waren unter seinen Theaterkostümen über die Grenze gebracht und den Zollbeamten durch die obenaufliegende unendliche Kette seiner prächtigen Orden und Medaillen in Verwirrung versetzt habe. Was ist das anders als Hochstapelei mit Kostüm und Orden? Beim Paschen und Schmuggeln verrät auch der harmlose Untertan, daß in ihm eine fast eingeborene Befähigung zum Hochstapler steckt. Auch der ehrliche Staatsbürger halte fest: das Paschen ist eine Vorschule der Hochstapelei!

Ein junger Schneider, schon mehrmals vorbestraft, trat als Heiratsschwindler auf. Er legte sich den Grafentitel bei und legitimierte sich durch eine Visitenkarte mit einer goldenen Krone und dem wohlklingenden Namen Graf Erasmus Hobenstedt-Fehlen, *Studiosus juris*. So betörte er Mädchenherzen und war bald mehrfach verlobt. Wir merken schon, es ist der Schneider, der das Märchen vom Grafen verwirklicht. Dazu ein kleiner Ausflug in Försters farbiges „Alt-Heidelberg“. Regelmäßig wollten seine hohen Verwandten von einer Verbindung mit einem bürgerlichen Mädchen nichts wissen, ja, sie waren so empört, daß sie dem Liebenden den Monatswechsel entzogen. Da halfen dann die meisten der gutherzigen Mädchen mit Geld vorübergehend reichlich aus. In blau-gelb-rottem Studentenband und Mütze führte er die Damen – jede einzeln natürlich – in eine Kneipe, wo er einen mit Fähnchen in den gleichen Farben geschmückten Stammtisch eingerichtet hatte. Hörten die Mädchen dort, wie der Kellner den Bräutigam als „Herr Graf“ anredete, so öffnete sich ihr Geldtäschchen von neuem. Um die Gelegenheit genügend auszunutzen, eröffnete der Schneider-Graf bald in mehreren Kneipen solche farbenfreudige Stammtische für sein angeblich demnächst dahin übersiedelndes Korps, bis eine der Bräute doch Verdacht schöpfte, die beflaggten Tische bewacht wurden und der Herr Graf in die Falle ging. Das Kostüm, dessen dieser jugendliche Hochstapler bedurfte, ist mit Studentenmütze und Couleurband angedeutet. Die Visitenkarte mit der Krone ist ein beliebtes Requisit. Sie wirkt unfehlbar. Was man schwarz auf weiß besitzt! Und der Hotelangestellte erscheint schon hier als unfreiwilliger Gehilfe bei der Betrugskomödie.

Beliebt und wirkungsvoll ist das Auftreten als angeblicher Beamter. Von falschen Kriminalbeamten konnte man in den letzten Jahren fast alle Tage in den Zeitungen lesen. So unbeliebt sie auch in der Republik sind, Beamte machen in Deutschland immer noch außerordentlichen Eindruck. Man ahnt nicht, wie begehrt dabei in der neueren Zeit die Stellen von unteren und mittleren Beamten sind. Deshalb fühlt sich der Betrüger aus dem Volke auch so leicht und gern in diese Rolle ein und „markiert“ sie so täuschend. Vielleicht erlebt er dabei auch eine Art Wunscherfüllung wie im Märchenland. Und seit sich in gewissen Beamtenkreisen leider selber nicht wenige Betrüger und Unredliche finden, ist ihre Rolle natürlich noch leichter zu spielen! Als angeblicher Ausweis genügt eine blecherne Garderoben- oder Biermarke, auch die Mitgliedskarte irgendeines Gesangvereins oder Kegelklubs. Werden sie mit der geeigneten Bewegung vorgezeigt, so wagt das blinzelnde Auge des Betroffenen kaum hinzusehen: jeder Gauner ist legitimiert. Selbst ein Leihhausschein tut es!

Den nachstehenden Fall habe ich selbst als Staatsanwalt bearbeitet. Bei einem sehr angesehenen Kommerzienrat und Mühlenbesitzer in der Nähe von Dresden – er ist verstorben – ließ sich ein junger Mann mit finsterem Antlitz, einer Aktenmappe unter dem Arm, durch seine Visitenkarte als *Dr. juris* Schwarz, Geheimer Kriminalkommissar des Polizeipräsidiums Berlin melden. Wieder die Visitenkarte, die schon erbeben machte! Auch die Aktenmappe ist ein wirksames Ausstattungsstück des Betrügers. (Sie kommt allerdings auch bei ehrlichen Leuten vor.) Herr Dr. Schwarz eröffnete dem Kommerzienrat, daß an der russischen Grenze ein umfangreicher Getreideschmuggel entdeckt worden sei. Der verhaftete Hauptschmuggler habe den Kommerzienrat als Anstifter schwer belastet. Dabei zeigte er aus der gefüllten Aktenmappe Protokolle und einen Haftbefehl flüchtig vor. Der bestürzte Kommerzienrat beteuert seine Unschuld, behauptet eine Irreführung der Behörden und legt dem Kommissar, der vorsichtig darin blättert, seine Geschäftsbücher zum Beweise vor, daß er zur fraglichen Zeit von der Ostgrenze überhaupt nichts bezogen habe. In diesem Augenblick tritt der Buchhalter herein und meldet, daß soeben telephonisch mitgeteilt worden sei, der Herr Justizminister erwarte den Kommissar zum dringenden Bericht in der Angelegenheit des Kommerzienrats. Die Lage wurde kritisch. Der Mühlenbesitzer bot 50 000 Mark Sicherheitsleistung an, wenn der Haftbefehl nicht vollstreckt werde, zeigte aber gleichzeitig an seinem weit geöffneten Kassenschrank, daß nicht genügend Bargeld vorhanden war. Schon erklärte sich der Kommissar bereit, in einer Droschke mit zum Bankhause zur Erhebung des Geldes zu fahren. Da hatte inzwischen der Buchhalter, der gelauscht hatte, Verdacht geschöpft und nach der Polizei telephonierte, so daß der Betrüger

verhaftet werden konnte. Die Schriftstücke in der Aktenmappe stellten sich als die plumpsten Schmierereien heraus, auf einem Postamt zusammengeschrieben. Hätte der Kommerzienrat die Vorlegung des Haftbefehls verlangt, so wäre die Komödie schnell zu Ende gewesen. Ja, wenn die Betroffenen immer recht geistesgegenwärtig wären (und auch stets ein gutes Gewissen hätten), so bliebe manche Situation ungeschehen! Der dem Gauner den leeren Geldschrank vorzeigende Kommerzienrat ein Bild für die „Fliegenden Blätter“! Der Portier eines Hotels – wieder der behilfliche Gasthofsangestellte! – hatte gegen ein kleines Trinkgeld pünktlich auf die Minute telephonierte, daß Dr. Schwarz zum Justizminister kommen solle. Der Betrüger gestand mir, daß er nach Abheben des Geldbetrags im Bankhause mit der Beute habe aus der Droschke springen und entfliehen wollen. Er bat mich auch, mich seiner nach der Verbüßung seiner Strafe anzunehmen und ihm eine geeignete Anstellung zu verschaffen, damit er endlich auf ehrliche Wege kommen könne. Auf meine Frage, welche Art ehrliche Tätigkeit er zu leisten sich zutraue, erbat er mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit eine Anstellung als Detektiv in einem großen Warenhause. Sein Geschäftsherr, so beteuerte er mit beinahe gläsernen Augen, könne ruhig schlafen und werde nicht bestohlen werden, weder vom Publikum noch von den Angestellten. Er habe seine Argusaugen überall, kein Spitzbube werde ihm entgehen. Was steckte also in diesem Hochstapler? Im tiefsten Grunde ein Zug zum Kriminellen um jeden Preis, wenn nicht als Detektiv, so schließlich als Verbrecher. Und in der hochstaplerischen Betätigung die Wunscherfüllung, den Kriminalbeamten zu spielen!

In Militärstaaten vermag die Offiziersuniform unter Umständen dem Betrüger die höchste Autorität zu verleihen, ja ihn geradezu zum Urheber einer Massensuggestion zu befähigen. Der falsche Hauptmann von Köpenick ist noch in unser aller Erinnerung, der 57 Jahre alte Schuhmacher Wilhelm Voigt, der erst ein halbes Jahr zuvor aus dem Zuchthause entlassen worden war und überhaupt 27 Jahre seines Lebens hinter Gefängnismauern zugebracht hatte. An einem schönen Herbsttage des Jahres 1906 zog er in der Jungfernheide bei Berlin die Uniform eines preußischen Hauptmanns an, wobei er die Schärpe unvorschriftsmäßig schnallte und eine unvorschriftsmäßige Kokarde an der Mütze trug. Auch sonst alles unvorschriftsmäßig bei diesem 57jährigen Hauptmann. Unter bloßer Bezugnahme auf eine Kabinettsorder, die er gar nicht vorzeigte, hielt er eine vom Schießplatz Tegel kommende Patrouille Soldaten an, stellte sie unter seinen Befehl, führte sie mit der Eisenbahn nach Köpenick, wobei er die Fahrkarten löste und die im Dienst befindliche Mannschaft unterwegs mit Kaffee traktierte. In Köpenick, wo er in seinem Leben nie gewesen war, besetzte er das Rathaus und ließ auf den Straßen die Polizei stramm Ordnung halten. Er verhaftete Bürgermeister und Hauptkassenrendanten und ließ sich die Kasse mit 4000 Mark herausgeben, worauf er verschwand. Dabei war er selber nie Soldat gewesen, aber der Bürgermeister, den er unter militärischer Bewachung nach Berlin bringen ließ, war Reserveoffizier. Die Eitelkeit des Hochstaplers feierte in diesem Schuhmacher Triumphe. Während er in der Hauptsache geständig war, bestritt er sehr lebhaft, daß er in der Hauptmannsuniform eine schlechte Figur gemacht habe. Auch die verkehrte Kokarde wollte er nicht auf sich sitzen lassen, an der ganz allein der Mützenmacher die Schuld trage. Später ließ sich Herr Voigt im Varieté für Geld sehen. Danach verklagte er in Luxemburg, wo er seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, den Schriftleiter eines Lokalblattes, der ihn in einem Aufsatz als Schuster bezeichnet hatte. Voigt erklärte, er sei Schuhmachermeister gewesen und müsse deshalb die Bezeichnung Schuster als Beleidigung ansehen. Der verklagte Redakteur wurde aber freigesprochen. Schließlich kam Herr Voigt glänzend auf seine Kosten: eine wohlhabende Dame – man sehe die dem Hochstapler geneigte Weiblichkeit! – wendete ihm eine Rente zu. Die Köpenickiade ein echter Hochstaplerstreich, verblüffend, tatkräftig, wie mit einer germanisch-militärischen Intuition durchgeführt, trotz aller Plumpheit der Mittel von hinreißendem Erfolg! Dabei durchaus nicht originell. Schon im Jahre 1838 gab sich ein Schustergeselle – es scheint etwas im Handwerk zu liegen – in der Umgegend von Naumburg für den Prinzen August von Preußen aus, revidierte die Kassenbeamten und nahm ihnen die Kassengelder ab. Ben Akiba behält recht: alles schon dagewesen!

Ob der Schuster Voigt einem tieferen inneren Drang folgte, als er den falschen Hauptmann „gestaltete“, bleibt unentschieden. War es Protest? war es Wunscherfüllung? wollte der aus dem Heere ausgestoßene Zuchthäusler durchaus den preußischen Offizier spielen? Die Frage: „Was fühlte Wilhelm Voigt, als er in der Hauptmannsuniform die acht Mann und zwei Gefreite des 4. Garderegiments in Berlin kommandierte?“ wurde bisher von der Kriminalpsychologie noch nicht aufgeworfen. Vielleicht bietet einen Anhalt seine Aeußerung zu einem Mitgefangenen im Zuchthaus zu Rawitsch bei Gnesen: er wolle, wenn er

herauskomme, ein ganz gerissenes Ding drehen, die Welt werde sich wundern; Militär müsse auch dabei sein. Jedenfalls erkennt man, daß hier ein Schöpferwille und ein Schöpfergedanke im Spiel gewesen sind, deren Wiege das Zuchthaus war. Man könnte dazu neigen, den Schöpfer, den Gestalter der Köpenickiade auf eine gewisse epische oder dramatische Dichtergabe hin anzusprechen. Es gibt latente Dichterkräfte, die sich niemals in Verse oder Prosa ergießen, weil eine Hemmung den Weg zur äußeren Form nicht finden läßt. Aber die Dichterkraft selbst, die Gestaltungskraft, bleibt vorhanden. Auch war Hans Sachs nicht der einzige Schuster, der Humorist und Poet dazu war. Kann uns die Köpenickiade nicht als einzigartige humoristische Dichtung erscheinen, eine feine literarische Blüte ihres Jahrhunderts, Kleists „Zerbrochenen Krug“ und Gerhart Hauptmanns „Biberpelz“ noch hinter sich lassend? Erinnert das Volkstümliche nicht sogar an Reineke Fuchs und Till Eulenspiegel? Der falsche Hauptmann von Köpenick hatte die Lacher beider Welten über den preußischen Militär- und Polizeistaat für sich.

Aber auch das Tragische fehlte dieser Dichtung nicht. Ein geheimes Grauen erfaßte Deutschlands auswärtige Feinde: folgte der deutsche Soldat zur Friedenszeit einem in den Offiziersmantel gehüllten Zuchthäusler mit solcher Manneszucht, was war von ihm erst im blutigen Ernst unter Führung seiner Feldherren zu erwarten? Der Gaunertrick des Schusters Wilhelm Voigt als Memento in der internationalen europäischen Konstellation, vielleicht gar als Miterreger des großen Weltkriegs – auch diese Perspektive ist in der Kriminalistik neu.

Ein anderer Hochstaplerotypus begnügt sich nicht damit, eine angemessene Rolle nur einige Stunden zu spielen, sondern begehrt, sich dauernd auf der Stufenleiter der höheren Beamtenlaufbahn aufwärts zu bewegen. Wieder bietet Preußen den romanhaften, fast grotesken Stoff vom falschen Bürgermeister Alexander von Köslin. Heinrich Thormann, als Sohn eines Bahnmeisters und Schlossers geboren, wurde nach dem frühen Tod seines Vaters bis zum Jahre 1899 im Militärwaisenhaus in Potsdam erzogen, wo er zu den begabteren Schülern zählte und durch eifriges Lesen von Büchern sich eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Bildung aneignete. Auch dichterisch hat er sich versucht. Da haben wir schon wieder die dichterische und die hochstaplerische Anlage beisammen. Bis zum Jahre 1907 war er, der das Einjährigenexamen bestanden hatte, bei verschiedenen Landratsämtern in Ost- und Westpreußen als Schreiber und Kreisassistent tätig. Als Thormann seit 1907 Büroassistent der in Berlin domizilierenden Niederbarnimer Kreissparkasse war, eignete er sich widerrechtlich Gelder an und wurde vom Gericht zu 4000 Mark Geldstrafe oder zu 400 Tagen Gefängnis verurteilt. Kurz entschlossen tauchte Heinrich Thormann, der Schreiber, unter, um als *Dr. jur.* Heinrich Thormann wieder an die Oberfläche zu kommen. Er nahm unentgeltliche Dienste bei Gemeindeverwaltungen und Magistratsbehörden, die deshalb keinen Anlaß fanden, seine Papiere nachzuprüfen. Aber er erhielt als *Dr. jur.* auf Grund seiner vorzüglichen Leistungen beste Zeugnisse, die ihm weiterhalfen. Als er einmal als der aus Osterode gebürtige Schreiber Heinrich Thormann zur Verbüßung der früheren Betrugsstrafe verhaftet werden sollte, führte er die Staatsanwaltschaft dadurch irre, daß er als seinen Geburtsort Königsberg angab. Er verschwand abermals und vollzog eine noch wirkungsvollere Metamorphose. Als Magistratsassessor *Dr. jur.* Eduard Alexander bewarb er sich mit falschen Papieren und glänzenden Zeugnissen um die Stellung eines Hilfsassessors beim Magistrat zu Bromberg und erlangte den Ruf als besonders tüchtiger Beamter. Er fand Eintritt in die Bromberger ersten Gesellschaftskreise und verheiratete sich – wieder auf Grund gefälschter Unterlagen – mit der Tochter des Präsidenten der dortigen Eisenbahndirektion. Drei Jahre blieb der falsche Alexander, der seine Personalien einem wirklichen Eduard Alexander, Rechtsanwalt in Berlin, nachgebildet hatte, in Bromberg, um 1913 als zweiter Bürgermeister nach Köslin zu gehen, wo unter 700 Bewerbern die Wahl auf ihn gefallen war. Hier ereilte ihn sein Schicksal, nicht etwa durch die Aufmerksamkeit der Behörden, sondern weil der Vater einer früheren Geliebten – *ou est la femme?* – ihn wegen Rückzahlung eines Darlehns ausfindig gemacht hatte. Nach kurzem Leugnen brach der Hochstapler zusammen und legte ein Geständnis ab. Seine Triebfedern waren seine Armut und ein glühender Ehrgeiz nach Emporsteigen in die höhere Beamtenlaufbahn gewesen. Welches innerste Motiv lebte in ihm? Er wollte in Wirklichkeit eine Stelle einnehmen, zu der er sich auch ohne akademisches Studium und ohne die vorgeschriebenen Prüfungen auf Grund seiner angeborenen Begabung und seines Fleißes für befähigt halten durfte. Dieses echte Hochstaplermotiv ist auch sonst in der Kriminalgeschichte mehrfach bekannt geworden. Also etwa das Vorgefühl von dem freiheitlichen Wahlspruch: Dem Tüchtigen freie Bahn! Dazu kommen eine Reihe Aeußerlichkeiten. Eine gewisse Großmannssucht! Und die juristischen Kenntnisse? Ist es nicht entzückend,

zu hören, daß jemand (was ich schon lange behauptet habe) auch ohne Universität und Doktorpromotion ein ausgezeichneter Jurist sein kann? Endlich eine Erlösung der Juristerei aus den Fesseln der hergebrachten Zunftordnung, eine Freigabe der Juristerei an den gesunden Menschenverstand der Laien, wie sie das Volksempfinden schon lange begehrt: – alles dies geleistet nicht etwa von der Einsicht der Juristen und einer freiheitlichen Gesetzgebung, nein: – o beglückende Ironie! geleistet von einem Hochstapler, dem falschen Alexander! So scheint auch dieser Hochstapler sich selbst als dem in ihm steckenden Poeten die Hand zu reichen. Eine Kulturkomödie hat er auch gestaltet!

Weniger erfolgreich sind in ähnlichen Fällen Hochstapler gewesen, die als Mediziner ihre Laufbahn zu machen wünschten, obwohl nach dem Worte Mephistos der Geist der Medizin „leicht zu fassen“ ist!

Ein solcher „Mediziner“ gab sich als Neffen des berühmten Münchner Gynäkologen Professor Dr. Döderlein aus. Als Tagelöhnerssohn geboren, kam er nach beendeter Bürgerschule als Schreiber in die Ortskrankenkasse, danach zu einer Diskontobank. Seinen Wunsch, Medizin zu studieren, konnten seine armen Eltern nicht erfüllen. Während er tatsächlich ein viel bestrafter Hochstapler mit Namen Kiesewetter war und sich als Sanitätsgefreiter in Lazaretten oberflächliche medizinische Kenntnisse angeeignet hatte, behauptete er, als außerordentlicher Hörer an der Universität Würzburg nicht zugelassen, gleichwohl mit der Kollegienkarte eines Freundes an den Vorlesungen teilgenommen zu haben. Er wollte dann weiter noch an den Universitäten Erlangen, Heidelberg und Bonn studiert und sogar das Staatsexamen gemacht haben; zur Promotion habe sein Geld leider nicht gelangt. Er wollte Assistent am Berliner Virchow-Krankenhaus, danach praktischer Arzt in Niebühl [Niebüll] in Ostfriesland gewesen sein und später sein Kreisarztexamen gemacht haben. Alle diese Behauptungen hielt er in der Hauptverhandlung in Wien mit großem Wortschwall aufrecht und bestritt, der vorbestrafte Kiesewetter zu sein. In Gosau trat er als Professor Döderlein auf, hielt spiritistische Sitzungen ab, um zu beweisen, daß es keine Geister gäbe, hypnotisierte usw. Er stand im Mittelpunkt der Gesellschaft und verlobte sich mit einer Kaufmannstochter. Er praktizierte und galt als großer Arzt. Ein begabter Mensch, Typus des Phantasten, der aus unerfüllter Sehnsucht nach einer wissenschaftlichen Tätigkeit zum Hochstapler wurde. Dabei anscheinend eine sexuelle Färbung, die ihn zum Berufe des Frauenarztes zog, wie dies auch bei wirklichen Medizineren oft zu geschehen pflegt.

Man kann hier den wirklichen Gelehrten als Hochstaplertypus anfügen. Ein klassischer Fall ist der des Mathematikprofessors Libri. Italiener von Geburt, Franzose aus freier Wahl, Engländer in der Not – als er nach seiner Verurteilung im gastlichen Albion eine neue Heimat suchte – war Libri ein hervorragender Historiker, ein geistreicher Schriftsteller, ein großer Gelehrter, Professor an der Sorbonne, wo er Wahrscheinlichkeitsrechnung lehrte, Mitglied der Akademie, Ritter der Ehrenlegion. Schon mit 20 Jahren war er zum Professor an der Universität Pisa ernannt worden. Aus politischen Gründen sah er sich gezwungen, nach Frankreich zu fliehen, wohin ihm sein großer Gelehrtenruf längst vorangegangen war. Außer dem Lehrstuhl gab man ihm in Frankreich den Auftrag, die Bibliotheken des Landes zu inspizieren, und 1841 wurde er zum Präsidenten einer Kommission ernannt, die einen Katalog aller in den Bibliotheken der französischen Provinzen vorhandene Handschriften herausgeben sollte. Mit Empfehlungsschreiben des Ministers versehen, begann er seine Rundreise und seine – Bücherdiebstähle. Er setzte es sogar durch, daß ihm wertvolle Handschriften, die nach seiner Angabe genauer geprüft werden mußten, ins Haus geschickt wurden. Er hatte die reichste Bibliothek, die ein Privatmann je besessen hat. Aber als er sie für 200 000 Franken verkaufte, erweckte er Verdacht. Er entfloh nach London, und das Schwurgericht verurteilte ihn in seiner Abwesenheit zu zehn Jahren Gefängnis. Uebrigens hatte er auch schon sein Vaterland Italien in gleicher Weise geplündert. Florenz und Pisa kauften für 575 000 Franken Drucke und Schriften zurück, die er gestohlen und verkauft hatte. Es stellte sich später heraus, daß Libri einer verbrecherisch veranlagten Familie angehörte. Sein Vater, der Graf Libri-Bagoano, war wegen Fälschungen zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Libri ein Hochstapler als Bücherdieb! Gewiß war er durch seinen Beruf ein Bibliophile, ein Sammler. Der Diebstahl lag hiervon nicht weit entfernt. Daß er sich durch seine Gelehrsamkeit in Stellungen drängte, die ihm zu Bücherdiebstählen ganz besondere Gelegenheit boten; daß er sich gewissermaßen zum Gebieter der französischen Staatsbibliothek machte, stempelt ihn zum Hochstapler. Er gab vor, ein besonderer Hüter dieser unermeßlichen wissenschaftlichen Schätze zu sein, und er war in Wirklichkeit ihr größter Schädling.

Ein Hochstapler war auch Dr. Frederik Albert Cook, der sich durch die erdichtete Schilderung seiner Fahrt nach dem Nordpol einen vorübergehenden Weltruhm verschaffte, als er im Jahre 1909 in Kopenhagen

anlangte und dort die Geschichte seiner Fahrt nach dem Nordpol vortrug. Der falsche Ruhmesglanz erblaßte jedoch bald, als kurz darauf Peary den Nachweis erbrachte, daß er, nicht Cook den Pol entdeckt hatte. Gewiß aber hat dem Forscher neben seinem Ehrgeiz die Sehnsucht nach dem Unentdeckten seine falsche Vorspiegelung eingegeben. Nach neueren Mitteilungen wurde Cook im Staate Texas wegen Betrügereien, begangen mit anderen Vertretern durch Gründung und Geschäftsführung einer Petroleum-Gewinnungsgesellschaft, zu langjähriger Zuchthausstrafe verurteilt.

Auch Columbus wird neuerdings von dem englischen Geographen und Historiker W. G. Nash auf Grund gesammelten historischen Materials als entlarvter Betrüger bezeichnet. Der englische Gelehrte behauptet in seinem Buche („Der entlarvte Columbus“), der wirkliche Entdecker Amerikas sei nicht der Genuese, sondern der heute längst vergessene spanische Matrose Martin Allonzo Pinzon [Kapitän der *Pinta*], der die Expedition, die zur Entdeckung Amerikas führte, unternommen habe, während ihn der bekannte Bericht nur als den jungen Matrosen nennt, der im Mastkorb zuerst die Küste der neuen Welt sah. In den nachgelassenen Papieren eines im Hause des Columbus gestorbenen Spaniers Allonzo Sanches, der auf seinen Seereisen schon in der Nähe der amerikanischen Küste gewesen sei, habe Columbus Aufzeichnungen und eine Landkarte vorgefunden, die er sich angeeignet und benutzt habe. Aber nicht er, der nach so vielen Enttäuschungen nicht mehr den Mut aufgebracht habe, sondern Pinzon habe nach diesen Plänen die neue Expedition organisiert und durchgeführt. Hiernach hätte die Sehnsucht nach neuen und neuentdeckten Ländern und Weltteilen dem immer in das Weite, immer in die Ferne strebenden Menschen längst (Odysseus) ein Motiv zu Erdichtung und Vorspiegelung abgegeben. Geht man psychologisch einen Schritt weiter, so kann man vermuten, daß Schriftsteller, die in nachdrücklicher Weise ihre Handlungen in weitentfernte Länder und entlegenste Weltteile verlegen und ihre Helden bei fernsten Völkern suchen, damit ihre innerste Sehnsucht, selber da gewesen zu sein, stillen und überwinden.

Ein 1884 in Rhode Island in den Vereinigten Staaten geborener Betrüger kam von seinem Beruf als Kinoschauspieler zu seinen sensationellen Schwindeleien, mit denen er vor allem Südfrankreich, die Schweiz und Italien beglückt hat. Er übertrug – nicht ohne künstlerische Inspiration, vorher war er Baritonsänger gewesen – die Komödie der Leinwand auf das wirkliche Leben und nahm dazu den Rest seiner Filmgarderobe, die im farbenprächtigen Kostüm eines Indianerhäuptlings bestand. Im bürgerlichen Leben Edgard [Edgar] Laplante geheißen, erhöhte er sich selbst zum „Indianerprinzen“ Tamroda Ray [Tewanna Ray] und nannte sich stolz: der „weiße Elch“ [White Elk]. Er liebte es – auf einer Dampferfahrt von Venedig nach Fiume oder auf der Strandpromenade in Nizza – in der vollen Häuptlingsuniform phantastischer Indianertracht zu erscheinen. Auf seinem Haupte wiegten sich die langen Federn des prächtigen Kopfschmuckes, grell flimmerten die Steine seiner Tracht und die Perlen der Mokassins, mit seinem ausgesprochen indianischen Profil erweckte er allgemein den Eindruck der Echtheit. Durch raffinierte Reklame und falsche Urkunden lenkte er als angeblicher Vertreter amerikanischer Universitäten in Brüssel die Aufmerksamkeit wissenschaftlicher und politischer Kreise auf sich und hielt unter großem Andrang des Publikums einen Vortrag über Sitten und Gebräuche der Indianer. Das allgemeine sensationelle Interesse Europas an dem aussterbenden Volke der Indianer machte den Hochstaplervirtuosen überall, wohin er kam, zum Helden des Tages und selbstverständlich zum Liebling der Frauen. In Bellinzona, wo sein Glücksstern sank und er verhaftet wurde, beschlagnahmte die Polizei bei ihm nicht weniger als 72 Liebesbriefe. Er war hier, wie auch sonst überall, von den offiziellen Persönlichkeiten der Stadt empfangen worden, sprach von großen Geschäften, die er vorhabe, von Verkäufen riesiger, in seinem Besitz befindlicher Terrains in Nordamerika und fand immer wieder Leichtgläubige, die ihm zur Durchführung solcher Geschäfte Gelder vorstreckten. Auf Veranlassung einer Gräfin, die in Nizza von seiner blendenden Erscheinung geradezu fasziniert war und ihm, der angeblich seine Gelder aus Amerika nicht immer pünktlich erhielt, jede verlangte Summe vorschob, wurde er 1925 verhaftet. In Nizza war er als Abgesandter der letzten Indianer von den Behörden der Stadt empfangen worden. Die schweizerische und italienische Presse widmete dem Betrüger spaltenlange Artikel, der „Corriere della Sera“ hatte sogar einen Sonderberichterstatter nach Bellinzona entsandt, um von seinen Heldentaten und Liebesabenteuern nähere Einzelheiten zu erfahren. In Lugano schuf er sich durch Verteilung von Geldern einen Nimbus als Krösus, auf seinen Seefahrten nach Sizilien usw. liebte er es, Reisende als seine Gäste einzuladen, in Turin vermachte er dem Spital die Summe von 10 000 Lire, in Nizza gab er ein Galadiner, das er freilich unbezahlt ließ, in anderen Städten trat der Indianerprinz als Freier auf, der nach einer vornehmen und reichen Frau Ausschau hielt. Seine Popularität

war an einigen Plätzen so groß, daß bei seiner Abreise Hunderte von Menschen sich zusammendrängten, ihm jauchzend zuriefen, Mütter ihre Kinder hoch hielten, Arme und Krüppel um Geld flehten. Bei seiner Abreise von Fiume nach Neapel warf er vom Schiff volle Hände kleiner Münzen unter das Volk. Hinter dieser schon äußerlich künstlerisch-technischen Virtuosität, die so glaubhaft erschien, lebte gewiß auch eine innerliche künstlerische Inspiration, die sich selbst sehnsuchtsvoll in Szene setzte. Welcher romantischen Hochgefühle mag dieser Schelm Tamroda Ray teilhaftig geworden sein! Welches wunderbar aus Trug und Wahrheit gewebtes Innendasein hat sich hier in vollen Zügen prächtig genießend ausgelebt! Und dann kam der Staatsanwalt über ihn. Philister über dir, Tamroda Ray!

Ein raffinierter Hochstapler war der falsche Graf Gubata, der 1909 in Paris verhaftet wurde. Von Beruf Koch, wollte er Schauspieler werden – da haben wir schon wieder das künstlerische Moment – aber er war zu faul, seine Rollen zu lernen. Er entfloh und ließ sich von einer auswandernden Köchin mit nach Amerika nehmen. In Kalifornien wurde er zweimal wegen Scheckfälschung bestraft. In San Franzisko trat er als Graf Eugen Ottokar Harrach auf. Schließlich – „es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken“ – gab er sich als Erzherzog von Oesterreich aus und betörte eine spanische Gräfin. Er zeigte ihr seine Photographie in der Uniform eines österreichischen Erzherzogs – diese Erzherzöge waren seinerzeit sehr beliebte Leute. Die Photographie war in der Tat die eines Erzherzogs mit dem Goldenen Flies, doch nur bis auf den Kopf. Diesen hatte der Betrüger geschickt entfernt und statt dessen sein eigenes Antlitz auf den Rumpf kopiert. Die Gräfin war von dem ritterlichen Mann entzückt, vertraute ihm ihren kostbaren Schmuck an (den sie natürlich niemals wieder sah) und beglich in Amerika seine nicht unbeträchtlichen Hotelrechnungen. Als sie mißtrauisch wurde, verschwand er, um an anderen Orten als Prinz Charles von Bourbon und abermals als Erzherzog Albrecht von Oesterreich aufzutauchen. Er bezeichnete sich als Enkel der Prinzessin von Bourbon und als Vetter des Königs von Bulgarien. In Larichemont, Orient Point, Greenwich und in anderen Kolonien am Sund genoß er große Ehren und wurde wirklich als Erzherzog angesehen. Er gehörte zur Hochstaplergattung der Schauspieler, dessen künstlerische Veranlagung, durch irgendwelche Umstände gehemmt, in unsoziale Bahnen abglitt. Als Oesterreicher – er war der Sohn eines kleinen Beamten in Linz – verfügte er über die bekannte natürliche schauspielerische Begabung; das österreichische Volk stellt bekanntermaßen die meisten Bühnenkünstler. Er spielte mit Vorliebe in Kostüm und Orden. Er war international und besaß ein Sprachtalent. Der ihm aufgedrängte Beruf als Koch erinnert an die Märchenwelt, in der die Köche immer erwähnt werden. Vielleicht stammt von daher seine Sehnsucht nach Grafentitel und fürstlichem Geblüt.

Wir verweilen bei ihm nicht länger und wenden uns zu seinem geistesverwandten Kollegen, einem der raffiniertesten Hochstapler, dem Ungarn Ignaz Straßnoff. Nach verschiedenen kleineren Vorstrafen hatte er 1892 eine längere Zuchthausstrafe verbüßt. Kaum entlassen, war er in Budapest in glänzender Husarenuniform zu sehen. Auf einer Reise zwischen Wien und Budapest paradierte er mit einem prachtvollen kalbsledernen Handkoffer und Reiseneccessaire, mit einem vornehmen Plaid und großartigem Gehpelz, im Knopfloch das blaue Band des preußischen Kronenordens. Mit zwei Fürsten spielte er im Abteil erster Klasse Makao und sprengte zweimal die Bank. Er überreichte den Fürstlichkeiten seine Visitenkarte – schon wieder die Visitenkarte! Entzückende Erfindung! – auf der unter fünfzackiger Krone der Name „Ludwig Beney de Erdöbenga, Kgl. Rat in Talga“ zu lesen war. In Offiziersuniform reiste er nach Baden bei Wien, wo er durch sein elegantes Auftreten Aufsehen erregte, einer Witwe Heiratsabsichten vorspiegelte und ihr 4000 Kronen ablockte.

In den Königsmanövern trat er als russischer Militärattaché auf. In Amerika und England – auch er international – verübte er jahrelang ähnliche Betrügereien. Nach Ungarn zurückgekehrt, stellte er sich dem Bischof von Neutra als Ministerialrat Bertessy vor. Als dieser ihn als seinen vermeintlichen, seit Jahren nicht gesehenen Neffen begrüßte, führte er auch diese Rolle (zu der er also nur ganz zufällig kam!) glänzend durch und borgte den „Onkel“ um mehrere tausend Kronen an. Der Bischof gab ihm zu Ehren ein Diner, bei dem er im Frackanzug und mit verschiedenen angemessenen Orden erschien. Auf den Namen des Ministerialrates Bertessy war er nur durch das Adreßbuch gekommen; auf der Suche nach einem falschen wohlklingenden Namen habe ihm dieser besonders gefallen. Auf ähnliche Weise betrog er den Bischof von Steinamanger. Er gab vor, mit der Regelung der Schulden eines Grafen von Niszesy betraut zu sein, der ihm im Ministerium zugeteilt sei; der Minister selbst habe gewünscht, daß der Bischof bei der Ordnung der Schulden des Grafen behilflich sei. Der Bischof konnte diesen Wink nicht mißverstehen, ließ sich täuschen

und gab 6000 Kronen her. Fast alle Schwindeleien Straßnoffs kamen bald an den Tag.

Er hat sie immer mit Zuchthausstrafe büßen müssen. Immer aber nahm er nach Ablauf der Strafe sein Treiben von neuem auf. Auch dieser Hochstapler vom Typus der Komödianten, der Sohn eines armen Privatbeamten, dem die Schuldisziplin auf dem Gymnasium nicht behagte, und der Handlungsgehilfe wurde. Aber dann doch einige Berührung mit der Bühne. Er stahl aus den Garderoben des Nationaltheaters und des Volkstheaters in Budapest den Schauspielern wertvolle Gegenstände. Der künftige Hochstapler begann seine Laufbahn als Dieb. Er reichte ferner bei dem Budapester Theater ein Empfehlungsschreiben ein, auf dem er die Namen berühmter Schauspieler gefälscht hatte, und erzielte damit, daß ihm fast alle Theater allabendlich Eintrittskarten zur Verfügung stellten, mit denen er zu ermäßigten Preisen einen schwungvollen Handel betrieb. Also ganz zweifellos auch eine innere Verknüpfung mit der Bühne. In der Hauptsache wahrscheinlich triebartiger Temperamentshochstapler, unterstützt durch sein ungarisches Geblüt. Die östlichen und die südlichen Völker stellen kraft ihres Temperaments die meisten internationalen Hochstapler. Eine rassige Beweglichkeit zeichnet sie aus, die Hochstapler sind Sanguiniker. Daher die triebartige Aufeinanderfolge ihrer Betrügereien trotz jedesmaliger Entdeckung. Der Deutsche ist zum internationalen Hochstapler zu nüchtern, zu phlegmatisch. Das Weltmännische in Kleidung und Auftreten geht ihm ab, seine Sprache verrät ihn. Dieser Straßnoff, der mir für meinen Roman „Der Mann mit den sieben Masken“ (Karl Reißner Verlag, Dresden) hauptsächlich Modell gestanden hat, besaß eine instinktive Sicherheit, die ihn alle sich ihm rein zufällig bietenden Gelegenheiten – zum Beispiel die gänzlich unerwartete Begegnung mit dem Onkel-Bischof – ausbeuten ließ. Dabei weniger Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit, als vielmehr eine gefühlsmäßige Sicherheit mit beinahe medialer Kraft, einem Nachtwandler vergleichbar, der im Traumzustand gefährlichste Wege beschreitet.

Von dieser außergewöhnlichen Art war Ignaz Straßnoff. Der Hochstapler kann nicht planmäßig alle Begegnisse vorher ausgrübeln und ihrer warten. Er ist auf viele Möglichkeiten und Unmöglichkeiten gefaßt. Er gibt sich, wie der Dichter, den Eindrücken, die die Dinge auf ihn machen, hin, läßt sich durch sie in Stimmung setzen und vermag sie dadurch wieder seinerseits zu meistern. Daneben fehlt eine gewisse Berechnung nicht. Kam Straßnoff in Verhältnisse, die er hätte kennen sollen – bei der Begegnung mit dem Onkel-Bischof – so ließ er sich nicht ausfragen, er ließ sich erzählen und erzählte dann wieder, was er eben gehört hatte, so daß man glaubte, er sei mit den Verhältnissen voll vertraut.

Eine Steigerung des geschilderten Charakters findet sich bei Georges Manolesku, dem bekannten Hochstapler sowie Hotel- und Juwelendieb, der seine Memoiren unter den Titeln „Ein Fürst der Diebe“ und „Gescheitert“ geschrieben hat. Als Sohn eines armen rumänischen Hauptmanns geboren, der ein Sonderling war, und selbst für die militärische Laufbahn bestimmt, entfloh er dem strengen Dienst frühzeitig und trieb sich in Wien und später in Paris umher, wo er wegen Diebstahls zu vier Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Ein Hauptzug seines Wesens war, wie ihm der Berliner Untersuchungsrichter nachrühmte, eine gewisse Grazie, mit der er die gewagtesten Behauptungen aufstellte, glatt von einem Punkte, ohne sich in das Wesen einer Sache zu versenken, zum andern glitt und zu liebenswürdig war, um rechthaberisch zu sein. Die elegante, fast frauenhafte Bewegung seiner Hand war charakteristisch für seine äußere und innere Art. Dabei ging er stets auf das eleganteste gekleidet und hatte die Formen eines Weltmanns. Hier treffen wir auf nationale Eigenschaften seiner Geburt: der Formensinn und die entwicklungsfähige natürliche Begabung des Rumänen waren sein Erbteil, aber auch ihre Genußsucht und Prachtliebe. Zwei Monate, nachdem Manolesku in Nizza eine Strafe von 18 Monaten Gefängnis verbüßt hatte, lernte er im November 1898 eine Gräfin aus Dresden mit ihrer Mutter im Schnellzug zwischen Luzern und Mailand kennen, den er wie gewöhnlich lediglich mit gestohlenem Gelde bestiegen hatte. Er stellte sich unter seinem richtigen Namen vor, gab sich aber als rumänischen Großgrundbesitzer aus, der überdies Jura studiert habe und jederzeit Advokat werden könne. Im Dezember desselben Jahres wurde er mit der Komtesse in Genua durch den Erzbischof in dessen Palaste getraut. Die schnelle Verbindung wurde dadurch gefördert, daß die Braut 28 Jahre alt war, die gräfliche Familie ihren Grundbesitz in Sachsen verloren hatte und daß durch die Gräfin-Mutter ausländisches, südliches Blut in die Familie gekommen war. Danach bezog das junge Paar in Schachen am Bodensee eine Villenwohnung. Während der Schwangerschaft seiner Frau zeigte er sich gegen sie sehr rücksichtslos und geriet bei den geringsten Anlässen in Erregung.

Er scheint schon damals Halluzinationen gehabt zu haben. Da sein Geld – Erlös aus Diebesgut – zu Ende ging und die angeblichen Einkünfte aus Rumänien ausblieben, beschloß er im September 1899, sich von

Weib und Kind – es war ihm eine Tochter geboren worden – zu trennen, um angeblich eine Stelle als Hoteldirektor in Kairo anzunehmen. In Wirklichkeit begab er sich, fast mittellos, nach Luzern und verübte im Hotel Schweizerhof einen Juwelendiebstahl. In Frankfurt a. M. im Oktober verhaftet, schreibt er seiner Frau, ohne seine Schuld zu gestehen, zärtliche Briefe. Die ahnungslose Gattin kommt, ihn im Gefängnis zu besuchen, und erfährt die ganze Wahrheit. Im Februar 1900 wurde Manolesku vom Kriminalgericht zu Luzern wegen Diebstahls, begangen „mit geminderter Vernunfttätigkeit“, zu sechs Monaten Zuchthaus verurteilt. Gleich nach der Strafverbüßung nahm er in Baden-Baden, Mainz usw. die Hoteldiebstähle wieder auf. Im November 1900 tauchte er in Berlin unter dem Namen eines Fürsten Georges Lahowary auf, den er lediglich durch die unvermeidliche Visitenkarte mit einer Fürstenkrone über dem schönen Namen beglaubigte.

Im Dezember 1900 verübte er Juwelendiebstähle im Hotel Bristol unter den Linden und im Kaiserhof, wo er vorher gewohnt hatte. Ueber Dresden, wo er die Beute an einen bekannten Hofjuwelier verkaufte, fuhr er nach Süden und wurde schon im Januar 1901 in Genua verhaftet und Ende Mai nach Berlin ausgeliefert. Zur Beobachtung seines Geisteszustands wurde er in die Charité gebracht, da er sich erregt und auffällig zeigte, merkwürdige Briefe schrieb und tatsächlich Fürst von Geburt sein wollte. Das ärztliche Gutachten erklärte ihn für einen degenerierten Hereditären, bei dem sich von Jugend auf die größten Widersprüche in seinem Charakter vereinten, der Spuren großer Erregbarkeit und Reizbarkeit zeigte, zeitweise ganz unsinnige Handlungen begehe, bei dem trotz des Vorhandenseins gewisser geistiger Fähigkeiten ein gänzlicher Mangel an ethischen Gefühlen und ein beständiges Hinwegsetzen über die Wahrheit und die realen Verhältnisse zu beachten sei. Er sei ein willenloses Spiel seiner Einbildungskraft, die ihm den Blick für die wirklichen Verhältnisse trübe und seine Handlungen bestimme. So wurde Manolesku im Mai 1902 wegen Unzurechnungsfähigkeit freigesprochen und in die Irrenanstalt Herzberge eingeliefert, aus der er im Juli 1903 nach Ueberwältigung des Wärters ausbrach und über Dresden nach Innsbruck entwich. Im „Europäischen Hof“ der sächsischen Hauptstadt stattete er sich mit gestohlenen Kleidungsstücken neu aus, während er – Uebermut oder Wahnwitz? – seine gezeichnete Anstaltskleidung unter einem Diwan versteckte. Da sein Ausbruch telegraphisch in alle Welt gemeldet war, fiel es leicht, seine Spuren zu verfolgen. In Innsbruck kaufte er sich ein Tirolerkostüm, in dem er sich photographieren ließ. Eben wollte er – mit erneut gestohlenem Gelde – im Schnellzug erster Klasse nach Wien fahren, als ihn ein Hotelangestellter nach dem Bild und Steckbrief erkannte.

Auffällig und charakteristisch ist die Triebartigkeit seiner Diebestätigkeit; er eilt von Diebstahl zu Diebstahl. Rumänien hat uns reichlich befähigte Spitzbuben beschert. Die Triebartigkeit zeigt sich auch in der diebischen Einzelhandlung. Er erzählt, daß er wie in einem Traumzustand das fremde Hotel betritt, Portier und Pikkolo nicht beachtet, nach dem ersten Stockwerk hinaufsteigt, an die Zimmertüren klopft, auf gerufenes „Herein!“ sich entschuldigt, daß er sich in der Zimmertür geirrt habe, und da, wo ihm keine Antwort zuteil wird, durch die häufig nicht verschlossene Tür hereintritt und mit schnellem Ueberblick die Wertsachen im Zimmer zusammenrafft. Dieses Traumhafte seiner Diebestätigkeit erscheint glaubhaft und ragt in die künstlerische Befähigung hinein. (So erzählt Goethe von sich, daß er nächtlich aufstehen und Gedichte, die nicht er, sondern die Natur für ihn geschaffen zu haben schien, sofort niederschreiben mußte, wenn er sie nicht wie einen Traum vergessen sollte.) Eine gewisse Mechanisierung seiner Diebestätigkeit, auch durch die Uebung befestigt, macht sich bei Manolesku geltend, die ihm die ungeheure äußere und innere Sicherheit verlieh, welche seine Erfolge trug. Im Berliner Untersuchungsgefängnis fiel er zweifellos in eine Haftpsychose, die später abklang. So konnte er sich über die Psychiater lustig machen, denen gegenüber er den Hamlet gespielt haben will. In seinen Memoiren wird er nachträglich zum literarischen Hochstapler. Die Niederschrift wird für ihn zur Tat, er begeht beim Niederschreiben noch einmal alle diese Verbrechen und begeht zugleich diejenigen mit, die in Wirklichkeit zu verüben er keine Gelegenheit fand oder keine Geschicklichkeit besaß, die aber begangen zu haben ihn unendlich glücklich gemacht hätte! Er hat mit seinen Memoiren nicht nur das deutsche Lesepublikum, sondern halb Europa und Amerika, die die Uebersetzungen lasen, fasziniert und getäuscht. Die Presse erklärte seine Memoiren für die Beichte eines Genies.

Als ich an Hand seiner europäischen Akten, die die Behörden mir zur Verfügung gestellt hatten, den Wahrheitsgehalt seiner Memoiren nachprüfte und mit ihm in Briefwechsel trat, kam er sich in seiner maßlosen Eitelkeit wie ein großer Mann vor, über dessen Taten Erhebungen gepflogen werden sollten. Von

seinen großen und kleinen Reisen schrieb er mir Ansichtskarten mit dem lakonischen Gruß: Saluto! Manolesco. Er will sein Gehirn der Nachwelt überliefern, überzeugt, daß es der kriminalpsychologischen Wissenschaft reiche Aufschlüsse bietet. Als Lombroso sein Angebot auf offener Postkarte („Mein Herr, behalten Sie Ihren Schädel!“) ablehnt, schreibt er mir einen entrüsteten Brief und bittet mich, in meiner Studie über seine Memoiren den Ankauf seines Schädels und Gehirns zu empfehlen. Manolesku ist ohne Reue, ohne Gewissensbisse, ohne Scham. Er freut sich, als ein Rennpferd „Manolesku“ Sieg gelaufen ist, als im Zirkus ein Manegestück mit gleichem Namen gegeben wird. Als ihm ein Journalist sagt, aus seinen Memoiren müsse sich ein wirkungsvolles Theaterstück gestalten lassen, trägt er sich mit dem Gedanken, es zu schreiben und damit – er wollte einmal Schauspieler werden – durch die Welt zu ziehen. Nichts hätte ihm größere Wonne bereitet, als alle die Verbrechen, die er wirklich verübte und die er so gern verübt hätte, vor den Augen des erstaunten Publikums zum Schein und straflos auf der Bühne zu wiederholen. Er fragte bei mir an, ob ich ihm hierbei nicht als Impresario dienen möchte. Er glaubte, Arm in Arm mit einem Staatsanwalt glänzende Geschäfte machen zu können!

An solchen lebendigen Beispielen erkennen wir, daß zu einem erfolgreichen Hochstapler ein nicht unerheblicher Einschlag degenerativer Veranlagung gehört, eine Freude am Schwindeln und an Abenteuern, wie wir sie nicht selten bei entarteten Hysterischen antreffen. Dabei sind wir keineswegs in der Lage, diese Menschen mit Leichtigkeit als unzurechnungsfähig im Sinne des Strafgesetzbuches zu bezeichnen. Die Phantasie ist bei ihnen an sich schon stärker ausgebildet und von vornherein leichter ansprechbar und lebhafter. Aber entscheidend ist doch die Vorherrschaft der Einbildungskraft gegenüber dem logischen und kritischen Denken. Die übererregte Phantasie überwuchert im seelischen Leben dermaßen, daß geradezu ein ständiges Schwelgen in unrealen Phantasiespielen, ein Sichausleben in maßlosen Phantasiegebilden zustande kommt, alle naturgemäß auf das eigene Ich bezogen, wie der Degenerierte überhaupt die übertriebene Betonung des Ich-Komplexes liebt. Er umgibt die eigene Person mit allen möglichen, sie bereichernden und erhöhenden Zutaten und malt und schmückt sie phantasievoll aus. Die phantasievollen Träumer, allem Handeln abhold, bauen ihre Luftschlösser nur in ihren Gedanken aus, wobei die einen sich der Unwirklichkeit ihrer Gebilde halbwegs bewußt bleiben, andere aber ihnen unkritischer gegenübersehen, an ihre Realisierbarkeit – wenigstens vorübergehend – glauben und sie auch erstreben. Die pathologischen Schwindler echter Art verlieren in ausgeprägten Fällen die geistige Herrschaft über ihre Phantasien und sind zufolge ihrer eigenartigen Fähigkeit zur Selbstbeeinflussung von ihrer Tatsächlichkeit so überzeugt, daß sie sich selbst und andere täuschen und eben deswegen die angenommene Rolle mit so erstaunlicher Sicherheit und Unbeirrtheit durchführen.

Wie wir sahen, stammen die Hochstapler meist aus den unteren oder mittleren Volksklassen; nur vereinzelt finden sich Gescheiterte der höheren Gesellschaftsklassen, wie jener wirkliche Graf Montgelas, der im Gothaischen Kalender stand und in Paris eine internationale Schwindlerbande befehligte, die sich insbesondere die Ausplünderungen von Juwelieren angelegen sein ließ. Der Reiz zum „Aufstieg“ ist in den unteren Kreisen begreiflicherweise stärker; hier liegt eine soziale Ursache der Hochstapelei. Unter Hochstapler versteht man eine Art Gauner, der durch sein Auftreten sich den Anschein der Vornehmheit geben will. Das Wort stammt bezeichnenderweise aus der Gaunersprache selbst und kommt in der einfachen Form Stabuler, d. h. Brotsammler, Bettler, schon im siebzehnten Jahrhundert vor. Dabei findet sich tatsächlich in manchen solchen aus den unteren Schichten stammenden Personen ein gewisser aristokratischer Grundzug ihrer Natur, der sie besonders befähigt, eine Rolle zu spielen, die ihnen in Wirklichkeit nicht zukommt. Zweifellos spielen die Vererbungsgesetze eine merkwürdige Rolle. Wir sehen da einen jungen Mann aus dem Volke mit Gesichtszügen und Haltung eines Edelmannes, oder ein armes, bildhübsches Mädchen, das eine Prinzessin vorstellen könnte. Eigenschaften von Vorfahren, häufig durch uneheliche Zeugung erworben, oder Neigungen der Mütter während ihrer Schwangerschaft kommen zum Vorschein. So erklärt es sich, daß gesellige Talente, aristokratische Bewegungen und Neigungen, Befähigung zu Spiel, Tanz, Sport und gefälliger Unterhaltung angeboren erscheinen, als habe die Natur selbst dem Hochstapler schon im voraus große Geschmeidigkeit und Gewandtheit, einen scharfen Blick in Erkennung schwacher Punkte, rasche Besonnenheit und Findigkeit verleihen wollen.

Im übrigen sind die Hochstapler wenig fähig zu ehrlicher Arbeit, ja geradezu eine Unfähigkeit zu solcher zeichnet sie aus; Energie und Willenskraft bringen sie nur für ihre Schwindeleien auf. Sie sind genuß- und selbstsüchtig. Aber ihre Genußsucht bewegt sich nur im Animalischen, seien es die Genüsse des Magens

oder des Geschlechtslebens. Eine feinere erotische Regung kann nicht aufkommen, die ästhetischen Ansprüche fallen aus. Die Wollust kann bestialisch auftreten. Es fehlt ihnen jeglicher moralischer Mut, kennzeichnend für sie ist im gegebenen Fall ihre Feigheit. Bei der hochstaplerisch-artistischen Handlung selbst können Keckheit und Verwegenheit verblüffen. Vielfach sind sie keine Schauspieler, sondern nur Artisten und Gaukler. Eitelkeit und Prahlerei sind grenzenlos und geradezu unsinnig die Verschwendungssucht, welche eine Beute, die Jahre von Freiheitsstrafe nach sich ziehen kann, an einem Abend, in einer Nacht mit wüsten Gesellen verzecht, verspielt, verlumpt. Kein Hochstapler ist reich geworden, keiner hat seine unendlichen Einnahmen dazu verwendet, ein ehrliches Geschäft anzufangen. Ein Dämonisches liegt in diesem ihrem Schicksal, wie überhaupt über ihrem Wesen. Weil sie das schöne Behagen eines wirklichen Genusses nicht kennen, suchen sie sich durch Schrankenlosigkeit und Wildheit schadlos zu halten.

Die Mystik, mit der Glaube und Aberglaube die Gemüter mancher Menschen erfüllen, war für schlaue Betrüger von jeher ein „heiliges“ Dunkel, in dem sie ihren eigenen „Zauber“ wirken lassen konnten. Auch das Priestergewand hat als heilige Hülle dienen müssen.

Der internationale Betrüger Adrian Gorder, 1843 in Holland als Sohn eines Nachtwächters geboren, zeichnete sich schon in der Volksschule durch Lug und Trug aus. Zunächst für den Handelsstand bestimmt, trat er mit neunzehn Jahren in ein Kloster ein. Wegen mangelhafter Führung zur Ablegung der Gelübde nicht zugelassen, eröffnete er seine Verbrecherlaufbahn. 1872 erlangte er mit gefälschten Papieren eine Pfarrstelle in einer amerikanischen Gemeinde. Nach einem Jahre wurde er entlarvt. Danach reiste er im Mönchsgewand die Gaunerstraße, nahm überall Gastfreundschaft in Anspruch, verschaffte sich bares Geld durch Meßintentionen und nahm Darlehen zu Reisezwecken gegen förmliche Schuldscheine auf, die sein Kloster oder der Ordensgeneral einlösen würden. Meist befand er sich auf der Reise von oder nach Rom in Geschäften seines Ordens. Nach Bedarf gefälschte Zelebrats dienten ihm als Ausweis. Bald war er Trappist aus Mount-Mellerey, bald Zisterzienser auf Nasacrea oder von St. Esprit, nach Bedarf auch Dominikaner. Bald nannte er sich Pater Joseph, bald Pater Stanislaus oder Robert, hier Bruder Augustus, dort Bruder Robert. Bald führte er neben dem Klostersnamen den bürgerlichen Namen de Rohan, Krafton, de Rouge, von Egmont, Vicomte de Gortère, Baron de Lamoral, überall durch falsche Adelsbriefe legitimiert. Nachdem er in Frankreich, Amerika und Afrika insgesamt vierzehn Jahre Freiheitsstrafe verbüßt hatte, kam er 1896 nach Deutschland, Oesterreich und der Schweiz, überall die Klöster und Geistlichen, die er aufsuchte, um Hunderte und Tausende, die er vergeudete, schädigend. Er hatte in allen Orden reiche Personalkennntnis, er wußte über Kirchenmusik und die literarische Tätigkeit der Konventualen zu sprechen. Er zeigte die Photographien hoher geistlicher Würdenträger – seiner angeblichen Freunde – vor. In überzeugender Weise spendete er die Sakramente und las er die Messe. Der Hochstapler vor dem Altar, der die Transsubstantiation beglaubigte! (Für meinen Roman „Der Mann mit den sieben Masken“ ebenfalls Modell.) Er hatte Kenntnisse in der englischen, französischen und holländischen Sprache. Nur Latein hatte der gescheiterte Priester nicht nachholen können. Sein mangelhaftes Latein hat ihn in Mainz, wo er zuletzt als Betrüger auftrat und zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, gründlich verraten. Eine ernste, anscheinend gleichförmige Hochstaplergestalt und dennoch in den einzelnen Persönlichkeiten ein wahrhafter Verwandlungskünstler. Zweifellos von einem gewissen religiösen Drang erfüllt, der ihn die einmal angetretene Priesterlaufbahn festhalten ließ. Was er, in Kirchen und Kapellen die Messe lesend und die Sakramente spendend, im Innersten fühlte, danach hat ihn kein Staatsanwalt und kein Richter gefragt. Ein guter Psychologe hätte vielleicht von ihm erfahren, daß mit dem Unerforschlichen, dem er in Kirchen und Kapellen diente, er sich nie in Widerspruch gefühlt habe.

Es gibt Hochstapler, die eine historische Berühmtheit erlangt haben. Zu ihnen gehört der berüchtigte Abenteurer Cagliostro. 1743 zu Palermo als Sohn armer Eltern geboren, hieß er eigentlich Joseph Balsamo. Zuerst für die Klosterlaufbahn bestimmt, eignete er sich in der Klosterapotheke der Barmherzigen Brüder zu Cattagirone einige medizinische, chemische und pharmazeutische Kenntnisse an, wurde aber wegen schlechter Aufführung aus dem Kloster gewiesen. Er führte danach als Fälscher, Kuppler und Gauner ein unstetes Leben und trieb sich auf Reisen in Griechenland, Aegypten und Vorderasien umher. Zurückgekehrt, nahm er willkürlich den Namen eines Grafen Alexander von Cagliostro an und erlangte Zutritt in den ersten Häusern von Rom und von Neapel.

Seine Frau, eine bildschöne Gürtlerstochter, Lorenza Feliciani, half ihm bei seinen Schwindeleien und

brauchte es mit der ehelichen Treue nicht genau zu nehmen. Er verkaufte verjüngende Lebenstinkturen, Universalessenzen, Schönheitswasser, betrieb Goldmacherei und die Auffindung des Steins der Weisen, beschwor Geister und verdiente bedeutende Summen. Kosmetische Artikel wurden in den Händen von Marktschreibern – man denke an manche Reklame! – und von Schwindlern immer zu Goldquellen. In Spanien und auch in London bewegte sich Cagliostro in den höchsten Kreisen, machte fürstlichen Aufwand und wurde von den Damen vergöttert. Er wirkte für den Freimaurerorden, gab sich für einen Sendboten des Elias oder Großkophta aus, leitete sein Dasein von der Liebe eines Engels zu einem irdischen Weibe her und wollte gesandt sein, um die Gläubigen durch körperliche und seelische Wiedergeburt zu höherer Vollkommenheit zu führen. Auch in Deutschland, Petersburg und Warschau wurde er glänzend aufgenommen. In Paris wurde er in die bekannte Halsbandgeschichte verwickelt und – anscheinend unschuldig – gefangengesetzt, schließlich aus Frankreich ausgewiesen. 1790 wurde er in Rom wegen Ketzerei zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe begnadigt; Lorenza wurde in ein Strafkloster gebracht. Cagliostro war klein und dick, von gewaltigen Schultern, hatte feuriges, durchdringendes Auge, volle wohltonende Stimme, Menschenkenntnis und Gewandtheit. Soweit er Kosmetiker und Alchimist war, gehörte er zur hochstaplerischen Gruppe der Scharlatane, als Geisterbeschwörer zu den Gauklern. Aber seine Fähigkeiten reichen doch höher hinauf: als Sendbote des Elias und Erneuerer des Lebens der Gläubigen zählt er unter die religiösen Schauspieler. Die Wundersucht des damaligen Jahrhunderts kam ihm entgegen. Armut und Bedürftigkeit machten ihn in der Jugend zum rücksichtslosen Verbrecher. Danach verfeinerte er sich zum graziösen kosmetischen und alchimistischen Schwindler. Er machte noch eine Wandlung durch, die an seine Jugenderziehung im Kloster anknüpfte. Seine Bekehrungsversuche sind nicht voller Schwindel, sondern aus Trug und Wahrheit gewoben. Niemand kann die Erhebungen und Tröstungen durch die Religion tiefer empfinden, als unter gegebenen Umständen für Augenblicke oder Stunden ein zerknirschter Sünder. Besitzt er hinreißendes Temperament, so kann er gerade deshalb religiöser Bekehrer, Reformers, Fanatiker sein. Dabei verlocken ihn die Versuchungen seines früheren Lebens immer wieder zum Abfall von seiner eigenen Heilslehre. Hieraus entsteht das moralische Zwitterbild seines Seelenzustands, das ihn bei der Prüfung nicht als echt bestehen läßt.

Man kann die hochstaplerischen Grundzüge auch an großen historischen Persönlichkeiten feststellen. Da ist Napoleon Bonaparte, der in seiner Jugend sagte, sein Dasein sei ihm zur Last, weil die Menschen, mit denen er lebe und immer leben werde, ganz anders geartet seien als er. Selbst als Kaiser von Frankreich war der Korse nie ein Franzose, sondern immer ein Fremder, ein Vaterlandsloser, ein Schauspieler. In seiner Arbeit über die Preisfrage der Lyoner Akademie schrieb er, daß die Ehrsucht mit dem bleichen Antlitz, den verstörten Mienen, dem heftigen Gang, den regellosen Gesten und dem sardonischen Lächeln nicht die Zuflucht des Glücks sei. Aber der Zeitgenosse Malet du Pon nannte ihn einen Knirps mit zerrautem Haar, den die Rhetoren der Kammer als jungen Helden, als Eroberer Italiens priesen. Er werde sein Marktschreiertum, seine schlechte Aufführung, seine Diebstähle, seine Füsilladen, seine unverschämten Pasquille zu büßen haben. „Ein Staatsmann muß vollendet lügen können“ war sein Wahlspruch.

So sandte er aus Italien, Aegypten und Rußland seine ruhmreichen Schlachtberichte, zur Veröffentlichung in der Pariser Presse bestimmt. Was die Franzosen nach seiner Meinung brauchten, war Ruhm, Befriedigung ihrer Eitelkeit. Spielzeug müsse man ihnen geben, das genüge ihnen, das unterhalte sie; sie ließen sich willig leiten, wenn man ihnen geschickt verberge, wohin man sie führe. Dieser Korse war ein Schauspieler im prächtigsten historischen Kostüm, ein Verwandlungskünstler, Schriftsteller und Dichter, Monarchist, Republikaner und Despot, Feldherr und Gesetzgeber, Beschützer der schönen Künste, ein Erotiker. Ein ruheloser Abenteurer ohnegleichen mit dämonischer Wirkung, seine begehrlche Hand nach allen Ländern und Schätzen Europas ausstreckend, von dem grotesken Märchentraum erfüllt, der Kaiser der Welt zu werden. Mit Fähigkeiten des Geistes ausgestattet, aber ohne sittliches Gerechtigkeitsgefühl, nur ein Verwirrer, kein Aufbauender, von Eitelkeit und Selbstsucht geblendet, schließlich ein Narr seines Glücks.

Bisher sprach ich in der Hauptsache von männlichen Hochstaplern. Wie steht es mit den Damen?

Es ist aufgefallen, daß weibliche Hochstapler nicht so leicht und nicht so anhaltend Erfolg haben wie die männlichen. Man behauptet, daß die Hochstaplerinnen sehr bald von den in der Nähe und in Kleinigkeiten – besonders Geschlechtsgenossinnen gegenüber – so scharfen Frauenaugen durchschaut und entlarvt würden. Die männlichen Abenteurer haben, zumal wenn sie von der Natur etwas verschwenderisch ausgestattet sind, gerade bei der Frauenwelt besonders leichtes Spiel. Die geringere Neigung der Frau zur

Kriminalität wie zum Abenteuer ganz allgemein (da sie nicht so selbständig im Leben zu stehen pflegt wie der Mann) hält sie auch von der hochstaplerischen Laufbahn zurück. Die großen Täuscher des Altertums und des Mittelalters – Jason, Odysseus, Cagliostro – waren Männer. Und doch hat die Frau auf dem Gebiete des Betrugs in einigen berühmt gewordenen Fällen den Mann überboten.

Während der neuere große Hochstapler, wie wir sahen, zu seinen größten Erfolgen meist des Kostüms bedarf – der Uniform, des Diplomatenrockes, des Priestergewandes, zum mindesten einiger Orden und hochklingender Titel – arbeitet dagegen die große Betrügerin ohne solches Flitterwerk. Aber die weibliche Kleidung bedeutet, zumal den Männern gegenüber, an sich selbst schon ein Kostüm, das täuschen, blenden, verwirren kann. Was wir zusammenfassend die weibliche Toilette unter Einschluß der ganzen Aufmachung in Frisur, Parfüm usw. nennen, ersetzt also das Kostüm des Hochstaplers. Die „Dame“ ist immer kostümiert.

Nach Auffassung aller Kriminalistenschulen besitzt die Frau überhaupt eine größere Verstellungsgabe als der Mann. Die Natur hat sie ausgestattet, so ausstatten müssen, damit sie bei der Liebeswahl dem Manne gefiel. Zumal Jugend und Anmut, noch mehr wirkliche Schönheit, wirken verhüllend. Es erscheint beinahe unmöglich, in einem wirklich schönen weiblichen Gesicht auch den Charakter zu lesen. Dabei bedarf das Mädchen- und Frauenantlitz nicht des maskierenden Bartes, den die Natur dem Manne zur Verstellung mitgeben mußte. Der Mann vermag an sich sein Gesicht weniger zu verstellen und bedarf doch gerade in Wandel und Handel der Verstellung viel mehr. Der Bart maskiert den Mann; aber das ganze weibliche Gesicht, kann man in gewissem Sinne sagen, ist Maske, und so täuscht es leichter. Die neuere Herrenmode der Bartlosigkeit scheint anzuzeigen, daß die Männer nun auch so weit sind und sich imstande fühlen, auch ohne Bart zu täuschen.

Auch die Phantasie, deren der große Hochstapler bedarf, ist im Durchschnitt beim Weibe reicher als beim Manne. Die Phantasie, auch in der Sprache weiblich, ist eine weibliche Begabung zufolge der starken weiblichen, an sich passiven Eindrucksfähigkeit ihrer Gefühls- und Vorstellungswelt. Und wenn der Dichter die Phantasie im besonderen Maße besitzt, so ist es eben die weibliche Komponente seiner Veranlagung, die diese Begabung trägt. Das Schreiben von Briefen in den Entwicklungsjahren ist vorwiegend eine weibliche Gepflogenheit, in der die Phantasie ihren ersten Anlauf nimmt, bis sie in solchen Briefen, wie wir bereits an unseren dreizehn- und fünfzehnjährigen Hochstaplerinnen sahen und noch weiter erkennen werden, ein zweites Leben beginnt.

Auch darin stimmen alle Kriminalisten überein, daß das Weib zur Unwahrheit neigt. Diese Neigung stammt aus seiner körperlichen Schwäche, aus seinem Schamgefühl und seiner zurückgedrängten Stellung im Verkehrsleben. Den Wesen, denen sie die Kraft versagen mußte, gab die Natur zum Ausgleich die Verstellung, die List, die Lüge mit. Der ganzen weiblichen Geistesverfassung eignet weiter nicht das, was wir Objektivität nennen; ihre Angaben sind immer gefühlsmäßig – von Lust oder Unlust betont – wodurch abermals das Abschweifen in das Unwirkliche, in das nur Gedachte, in das Ersonnene, in das lediglich Gefühlte so naheliegt. Das Weib besitzt gar nicht das abstrakte Gefühl für die Wirklichkeit und Wahrheit wie der Mann.

Endlich wird auch das Oberflächliche des schauspielerischen Wesens, wie es der Hochstapler braucht, unter dem Einfluß der weiblichen Eitelkeit gut entwickelt. Auf keinem Gebiet der produktiven und darstellenden Künste kann sich das Weib mit seinen Leistungen ebenbürtig neben den Mann stellen, außer in der Kunst des Gesangs und in der Schauspielkunst. Die Schauspielkunst liegt also dem weiblichen Geschlecht an sich – aus den verschiedenen, bereits entwickelten Gründen – sehr gut. Alle Straftaten, bei denen Schauspielerei ein Hilfsmittel ist – beispielsweise auch der Giftmord, der geradezu ein weibliches Monopol genannt worden ist – liegen der Frau. Und der Betrug ist ja immer eine Komödie, die gespielt sein will.

Eine Sonderart des weiblichen Betrugs ist der Heiratsschwindel, aber nicht in dem Sinne, wie wir den Mann – unseren Schneider-Grafen mit den bunten Stammtischfähnchen – als Heiratsbetrüger auftreten sahen. Die Frau liebt das schwindelhafte Vermitteln von angeblichen Heiraten. Ein Stück des kupplerischen Wesens, das dem Weibe, fast jedem Weibe eignet, kommt dabei mit zum Ausdruck.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts errichtete in Paris eine Madame Demortier unter dem Namen einer Baronin de la Rochette ein Heiratsbureau. Jeder Klient, der einen reiche Frau begehrte, mußte vorher eine Provision erlegen. Aeltere Damen in eleganter Toilette spielten die Mutter der Braut, die von einer jungen, liebreizenden Engländerin dargestellt wurde. Die Braut trat als junge Witwe, als geschiedene

Frau oder als reiches Mädchen „mit einem kleinen sittlichen Makel“ auf. Der Heiratskandidat mußte der Braut einen teuren Schmuck schenken oder eine Loge in der Oper bezahlen, in der er die Braut mit ihrer Mutter – aber nur aus der Entfernung – sitzen sehen durfte. Oft war er nicht der einzige, der die Loge bezahlt hatte; es waren ihrer zuweilen mehrere, aber keiner wußte vom anderen. Oder der Heiratskandidat mußte Mutter und Tochter zu einem kostspieligen Souper einladen, ja selbst zu einer Reise mit beiden Damen nach London ließen sich einige bestimmen.

Ein ähnliches schwindelhaftes Heiratsbureau in der Person mehrerer Inhaberinnen und Inhaber wurde 1922 in Leipzig verurteilt. In diesem Falle wurde der vornehme Bräutigam ausbezogen, den einer der Inhaber bald als Offizier, Baron oder Graf, bald als nur bürgerlichen Herrn darstellte. Angelockt wurden junge oder ältere heiratslustige Mädchen und Frauen, welche die Vermittlungsgebühr zahlen mußten. Der „Bräutigam“ besaß falsche Ausweispapiere für eine ganze Reihe von Persönlichkeiten. So glaubte eine Leipziger Dame allen Ernstes, Gräfin von Einsiedel zu werden. Die Ehe wurde vor dem zuständigen Leipziger Standesbeamten geschlossen und vor einem wirklichen Notar ein besonderer Ehegütervertrag. Man sieht in der Ausbildung dieser Spezialität den Fortschritt unseres Jahrhunderts. Zu wirklichen Trauungen ließ sich Madame Demortier nicht hinreißen! Der angebliche Graf von Einsiedel legitimierte sich eben auf Grund gefälschter Papiere. Da er bereits verheiratet war, machte er sich – wohl wider Willen und Wissen – außer des Betrugs auch der Doppelehe schuldig. Der Herr Graf, ursprünglich Darlehensvermittler, wurde vor der Trauung in einem ersten Leipziger Salon rasiert, frisiert, manikuriert. Es wurde ihm ans Herz gelegt, bei der Zeremonie so wenig als möglich zu sprechen, damit er sich nicht durch seinen Dialekt verrate. Das geistige Oberhaupt war eine Frau, die in einem Salon den aristokratischen Bräutigam mit den heiratslustigen Damen bekannt machte. Es waren förmliche Preisverzeichnisse vorhanden: über Barone, Grafen, bürgerliche Herren usw. Kurzum, in unseren beiden Fällen eine vollständige Komödie mit verteilten Rollen. Die bekannte Kompliziertheit des weiblichen Verbrechen – gegenüber dem vielfach einfacheren des Mannes – kommt schon hier zur Erscheinung. Solche Komödien werden von Frauenhänden gern veranstaltet.

Einen Rekord auf dem Gebiete des Betrugs hat das Weib in neuerer Zeit in dem Berliner Falle der Martha Kupfer geschlagen. Die Tatsachen sind noch in aller Erinnerung. Frau Kupfer stieg aus dem Dunkel einer von kleinen Sorgen und Geldnöten erfüllten Vergangenheit und konnte sich in dem zweifelhaften Ruhm einer Millionenschwindlerin sonnen. Was tat sie? Sie „gründete“ – gründete die beiden Unternehmungen, deren Zwecke für den Krieg und die Heimat die wichtigsten waren: die „Nahrungsmittel- und Kriegsbesorgungsgesellschaft“. Mit rund 400 Mark fing sie an, einige Pfund Kunsthonig waren das erste Warenlager. Frau Kupfer hatte eine Hand wie der sagenhafte König Midas: was sie berührte, wurde zu Gold. Das Geld kam stromweise geflossen, und keine Gesellschaftsschicht, die nicht unter den stillen „Teilhabern“ der Frau Kupfer vertreten war. Frau Kupfer fälschte und zeigte ihren Geldgebern einen Gesellschaftsvertrag vor, der eine Reihe Herren von hochtönenden Namen – Exzellenz Kirchbach, Graf von Rhoden – als ihre angeblichen Teilhaber nachwies. Sie fälschte den notariellen Stempel dieses Gesellschaftsvertrags, fälschte Auftragsscheine über Bestellungen für Lazarette. Sie erzählte ihren Geldgebern, der kommandierende General des 19. Armeekorps, von Laffert, sei persönlich zur Abnahme von Lieferungen in Berlin anwesend, er solle im Hotel Adlon wohnen, aber als man hinkam, war er nicht da. Die stillen Teilhaber waren dennoch in hohem Maße befriedigt, denn die Einlagen brachten bis ein-, ja bis zweihundert Prozent. Man hatte gar nichts zu tun, als seine Zinsen und Gewinne einzustreichen. Es war alles so mühelos. Bei Frau Kupfer häufte sich der goldene Berg. Schließlich hatte sie – freilich nur auf dem Papier – einen Umsatz von zehn Millionen erzielt; aber sie besaß ein Bankkonto, ein wirkliches, von etwa einer Million.

Frau Kupfer erzählte vor Gericht von ihrer Vergangenheit, daß sie mehrere zum Teil aufgeführte Dramen geschrieben habe, in der Untersuchungshaft schrieb sie ein Filmschauspiel. Sie hatte Verkehr mit Schauspielern und Sängern. Hier liegt offenbar ein psychologischer Zusammenhang mit der Befähigung zur Inszenierung der großen Schwindelkomödie. Sie besaß ein gewisses dramatisches und schauspielerisches Talent, das sie zur Geltung brachte. Eine Komödie, in der sie über hundert zum Teil interessante Personen auftreten ließ, das Zusammenspiel eine Zeitlang erfolgreich leitete und die Inszenierung des Milieus geschmackvoll zu gestalten wußte! Daher auch die Phantasie, deren sie bedurfte, um die gewünschten Illusionen zu erwecken. Andere Triebfedern waren Genußsucht und Eitelkeit. Während der Verhandlung vor dem Schwurgericht lächelte Frau Kupfer nach Frauenart fortwährend in den Zuschauerraum hinein und fühlte sich als Heldin eines spannenden Prozesses. Scheinbar entwickelte sie ein Geschäftsgenie, wie es

auf solidem Boden noch von keiner Frau je betätigt worden ist. Sie regierte ihre vielverzweigten Geschäfte und die Unsummen nur durch ihr glänzendes Gedächtnis und ein winziges Notizbuch. Sieht man näher zu, so bestand eben die Begabung hauptsächlich im Schwindeln. Auf solidem Boden hätte Frau Kupfer nie ein solches Riesenunternehmen erfolgreich leiten können. Ihre früheren soliden Unternehmungen, ein Handel mit alkoholfreien Getränken, mit Lebensmitteln, mit Margarine, alle blühten in keiner Weise und gingen ein. Charakteristisch ist, daß sie ganz allein ohne männliche Helfershelfer die verwickelten Fäden ihres Lügengewebes in ihrer einzigen Hand hielt, bis sie zerrissen. Die Kompliziertheit der ganzen Betrugshandlung erweist die weibliche Hand. Im übrigen war Frau Kupfer ein Zeichen der Zeit. Sie war Ausdruck und Kulisse jener Schicht von Zeitgenossen, für die der Krieg ein nahrhaftes Gewerbe war, aus dem sich für sie nicht Ströme Blutes ergossen, sondern Geld.

Frau Kupfer hat eine ganze Reihe Vorgängerinnen, so die berühmte Therese Humbert in Paris, die mit einer angeblichen Erbschaft von nicht weniger als 110 Millionen jahrelang die Mitwelt genasführt hatte. Ebenfalls eine Komödie mit Masseninszenierung nach echter Frauenart. Man erinnert sich auch der Gaunergeschäfte der sogenannten Dachauer Bank in München, deren Begründerin Adele Spitzeder eine häßliche und für die Bühne nicht talentierte Schauspielerin war. Sie annoncierte in den Zeitungen, daß sie Darlehen zu hohen Verzinsungen aufnehme. Schon ihr wurde das Geld nur so zugetragen; denn alle Welt wünschte seine Gelder bestens anzulegen. Mit den neu eingehenden Geldern zahlte sie die fälligen Zinsen, bis ihr die Sache über den Kopf wuchs und alles zusammenbrach.

Der folgende Fall scheint uns wieder in das Märchenland zu versetzen. Henriette Pauline Wilke war ein Berliner Kind oder vielmehr aus Charlottenburg gebürtig. Armer Leute Kind – der Vater war Hausdiener gewesen – hatte sie früh Vater und Mutter verloren. Eine angesehene Familie, bei der ihre Großmutter als Wirtschafterin diente, nahm sich ihrer an: sie erhielt eine Erziehung, die über ihren Geburtsstand hinausreichte. Sie ging von einem Familienglied zum andern über, überall mehr als Pflögetochter denn als Dienstbote behandelt. Eine Zeitlang war sie Erzieherin in einer Bankiersfamilie, schließlich zog sie zu einer ihr schon von früher her bekannten siebzijährigen hochachtbaren und unverheirateten Dame, einem Fräulein Niemann, Tochter eines Kriegs- und Domänenrats, die an ihr Patenstelle vertreten hatte. Pauline erzählte der Niemann alle ihre Erlebnisse, von den Herrlichkeiten in dem reichen Bankiershause, von schönen Spazierfahrten und fesselnden und vornehmen Bekanntschaften. So habe sie die Bekanntschaft der Fürstin Luise von Radziwill gemacht, der Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen, die in Berlin lebte. Die Fürstin wolle sich der Waisen annehmen und habe versprochen, ihr bei einer auf Staatskosten zu errichtenden Schulanstalt eine Anstellung zu verschaffen. Hierzu sei aber ein gewisser Fonds erforderlich; vielleicht gebe die Niemann für ihre Pate einen Betrag. Es geschah. Die Niemann übermittelte durch Pauline selbst 500 Taler. Die fürstliche Wohltäterin setzte sich nun mit Fräulein Niemann in brieflichen Verkehr.

Diese Briefe schrieb Pauline selbst. Die Fürstin teilte mit, daß der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen bei ihr die Bekanntschaft Paulines gemacht habe, den Unternehmungsgeist des jungen, unschuldigen Kindes bewundere und wünschte, daß der Schulfonds um weitere 400 Taler erhöht werde; er lasse fragen, ob Fräulein Niemann bereit sei, dem Staat zu diesem Unternehmen auch diese Summe noch auszuzahlen. Die vertrauensselige Dame gab auch diesen Betrag in Staatspapieren wie früher an Pauline zur Ablieferung. Schließlich schrieb auch der König Friedrich Wilhelm an die alte Dame. Es sei seine Absicht, von einigen seiner Untertanen ein Kapital aufzunehmen, um die sonst nötige Erhöhung der Abgaben zu vermeiden. Seine Majestät erwarte von ihrem bekannten loyalen Charakter, daß sie nicht zurückstehen werde. Pauline wußte das alles übrigens auch aus des Königs eigenem Munde und hatte es ihrer Pate schon mündlich angedeutet. Die Niemann gab – selbstverständlich durch Pauline – aber der König brauchte immer mehr Geld. Nachdem die Niemann alle ihre Staatspapiere und Pfandbriefe – zusammen 12000 Taler – hingegeben hatte, wurde sie durch den König bzw. Pauline bestimmt, auf ihr Haus in Charlottenburg zuerst 4000, dann noch 3000 Taler aufzunehmen. Die versprochene Zurückzahlung wurde dann leider durch verschiedene widrige Umstände immer verzögert. Schließlich aber wurde sie doch bewirkt, freilich in eigenartiger Weise. Die Niemann erhielt vom König durch Pauline eine verschlossene Mappe mit dem dazugehörigen Schlüssel zugestellt. Zugleich empfing sie aber die Weisung, die Mappe nicht eher zu öffnen, als der König bestimme. Er werde zu diesem Zwecke den Kammergerichtsrat Ballhorn zu ihr schicken. Pauline erzählte, der König habe ihr Vertrauen königlich belohnt, in der Mappe würden sich gegen 50000 Taler in Papier befinden.

Aber es fanden sich, als die kostbare Mappe schließlich von der Niemann geöffnet wurde, darin keine Pfandbriefe, sondern nur mehrere Bogen leeres Papier. Alles erschwand Geld hat die Wilke in großem Aufwand verlebt und vergeudet. Sie fuhr in der elegantesten Equipage durch die Straßen Berlins. Anfänglich hatte sie Pferde und Wagen gemietet, später fuhr sie im eigenen Geschirr. Zuletzt wohnte sie in einer ganzen Villa am Tiergarten, die sie auf das vornehmste ausgestattet hatte. Sie hielt einen Livreebedienten, einen Kutscher, Köchin, Dienstmädchen und Gesellschafterin. Sie trug die teuerste Kleidung, war die gefeiertste Kundin aller Geschäftsinhaber und besuchte im Winter fast alle Abende das Theater. Sie war der Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit, man drängte sich um ihren Wagen, wenn sie aus- oder einstieg. Man rühmte ihr Liebenswürdigkeit und Wohlwollen nach, man sprach von ihren Reisen nach Brüssel, London und den böhmischen Bädern. Im Volksmund hieß sie – es war in den Jahren 1835 und 1836 – die Goldprinzessin. Sie war nicht schön. In den gewöhnlichen Zügen ihres sonst regelmäßig hübschen Gesichts lag nichts von einem ungewöhnlichen Zauber. Aber sie hatte einen blendendweißen Teint und ins Rötliche streifende blonde Haare. So kam sie wohl zu dem Namen Goldprinzessin. Sie war damals 21 Jahre alt. Der Niemann, der ihr Aufwand ja schließlich auffallen mußte, log sie vor, sie sei mit dem brasilianischen Grafen Villamor verlobt, der seinen Reichtum über sie ausgieße. Die Niemann glaubte alles und verlor ihr ganzes Vermögen.

Ihre Beweggründe waren nicht Habsucht, Eigennutz, Rachsucht oder eine starke Sinnlichkeit. Sie wurde bei der Untersuchung als unberührtes Mädchen befunden. Die Genußsucht war ihr Nebensache, sie hatte das Bedürfnis und die Lust: zu scheinen! Sie hatte keine Lust in Stellung zu gehen, sie hatte nach ihren eigenen Worten den Hang, als große Dame in der Welt zu leben. Sie war wie ein Schmetterling, der im Sonnenschein spielte und von einer Blume zur anderen flatterte. Die von ihr geschriebenen Briefe der Fürstin Radziwill und des Königs Friedrich Wilhelm atmen den Romanstil der damaligen Literatur. Man könnte bei der Wilke an eine verlorengegangene Romanschreiberin denken. Auch der ihr vom Volksmund beigelegte Name „Goldprinzessin“ hat einen romanhaften, vielleicht auch märchenhaften Einschlag. Die Briefe an die Niemann begannen: „Unserer treuen, vielgeliebten Niemann unseren herzlichsten, herzlichsten Gruß!“ Als der König wieder um Geld bittet, schreibt er: „Gott soll mich strafen, wenn ich böse Absichten hegen wollte, nein, ich bin ein guter König und bin gerecht.“ Er unterzeichnete: „Euer Euch wohlgeogener König Friedrich Wilhelm.“ Der Fall ist ein Schulbeispiel ausgezeichneter Art. Die Wilke ist die geborene Phantastin, die das Märchen verwirklichen und einen Roman ausleben will. Ihre Anfänge sind harmlos. Man erkennt den Mutwillen eines jungen, eitlen Dinges, daß sich im Aufschneiden gefällt und zunächst ohne besondere Zwecke unsinnige Prahlereien vorbringt. Je mehr ihr geglaubt wird, um so Tolleres und Abgeschmackteres kommt aus ihrem Munde. Die große Inszenierung und die Einkleidung des Schwindels in Briefform sind wieder echt weiblich.

Einzig in der Kriminalgeschichte steht der berühmte Juwelenbetrug da, der in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an einem der ersten Pariser Juweliere verübt wurde. Eine elegante Dame stellte sich ihm als Gattin eines berühmten Irrenarztes in Paris vor, dessen Tochter sich gerade mit einem reichen französischen Aristokraten verlobt hatte. Es war Stadtgespräch, der Juwelier wußte davon. Er legte die kostbaren Sachen seines Warenlagers vor, schließlich wollte die Dame die schwierige Wahl ihrem Gatten überlassen. Ein Angestellter fährt mit ihr nach dem Sanatorium des Arztes, die Gattin trägt die kostbaren Schmuckstücke ihrem Mann in das Sprechzimmer, kommt aber nicht zurück. Nach einer Viertelstunde klopft der Angestellte schüchtern an der Tür des Sprechzimmers, tritt hinein und trifft den Irrenarzt, dem er in nervöser Hast die Geschichte vom Grunde seines Hierseins erzählt. Der Arzt redet ihm sanft zu, ohne auf die Juwelengeschichte näher einzugehen. Als der Angestellte dann in zunehmender Erregung sich heftig und zudringlich zeigt, schreit und tobt, läßt ihn der Psychiater in eine Zwangsjacke stecken und einsperren. Die Hochstaplerin hatte dem Arzt von ihrem unglücklichen Sohne erzählt, der seit Wochen von der Wahneide befallen sei, daß man ihm kostbare Juwelen entwendet habe. Der Sohn warte im Vorzimmer, und der Arzt solle ihn in Behandlung nehmen. Sie zahlte auch gleich Vorschuß für eine Anstaltsbehandlung. Dann bat sie den Psychiater, sie durch eine andere Tür des Sprechzimmers zu entlassen, da es ihrem Mutterherzen tiefen Schmerz bereiten würde, dem bedauernswerten Sohne nochmals zu begegnen. Mit den Juwelen verschwand sie. Es handelte sich um das Bravourstück einer aus kleinen Anfängen hervorgegangenen, durch die Uebung schließlich zur Virtuosa erwachsenen Schwindlerin mit darstellerischer Begabung.

Ein besonderer Typus ist die erotische Hochstaplerin. Sie geht darauf aus, Männer in ihre Netze zu ziehen und auszubeuten.

Die Abarten sind zahlreich. Eine fein gekleidete Dame, die durch reichen Brillantschmuck und einen Blumenstrauß die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, gehörte in stark besuchten Weinlokalen in Berlin in der Regel zu den Personen, die vor der Telephonzelle ein Weilchen anstehen mußten. Der große Blumenstrauß, den sie in der Hand trug, führte dann regelmäßig zur Anknüpfung eines Gesprächs mit einem Herrn. Sie gab sich als Schloßherrin aus, als die einzige Tochter eines in Böhmen reichbegüterten Fürsten von Kinski und dessen künftige Alleinerbin. Von einer Südamerikareise zurückgekehrt, hatte sie nach und nach ihre flüssigen Geldmittel aufgebraucht und nahm dankbar an, was ihre Verehrer ihr im Hinblick auf die künftige eheliche Verbindung und die Erbschaft vorschossen. Ein Herr, der sie zu heiraten beabsichtigte, opferte so etwa 60 000 Mark. Bei ihrer Verhaftung entpuppte sie sich als früheres Dienstmädchen und spätere Friseurin. Ihre Brillanten erwiesen sich als unecht. Sie ist ein weiblicher Heiratsschwindler, den wir in dieser Gestalt, die sich neben den üblichen männlichen Berufskollegen stellt, noch nicht getroffen haben. Das ehemalige Dienstmädchen tritt mit Erfolg als Fürstentochter auf. Wir erwähnten schon, daß es Mädchen aus unteren Kreisen gibt, die in ihrer Erscheinung und in ihrem Auftreten von Natur einen aristokratischen Zug zu haben scheinen. Sieht man näher zu, so zeigen aber Sprache, Anschauungen und Bildung schnell, daß die aristokratische Abstammung trügerisch ist. Freilich, es gibt Aristokratinnen, deren Gesamterscheinung schließlich wenig „fürstlich“ stimmt. Man sagt der aus unteren Schichten in die Aristokratie durch Verheiratung aufgestiegenen Frau nach, daß sie niemals ihre Herkunft verleugnen könne, was dem Manne leichter gelingt. Die Frau ist nicht so anpassungsfähig wie der Mann und auch deshalb zur Hochstaplerin nicht so befähigt wie er.

Es gibt noch andere Heiratsschwindlerinnen. In den Gerichtsarchiven von Taunton (englische Grafschaft Somerset) findet sich ein Bericht vom Jahre 1746, demzufolge eine Frau Mary Hamilton angeklagt war, weil sie sich, als Mann verkleidet, mit vierzehn verschiedenen Frauen hatte trauen lassen. Ihre letzte „Gattin“, Mary Price, ließ sie verhaften; sie wurde „als ungewöhnlich ruchlose Schwindlerin“ zur öffentlichen Auspeitschung und zu sechs Monaten Kerker verurteilt. – Nach Mantegazza wurde 1777 in London eine Frau mit Kerker bestraft, die sich, als Mann verkleidet, dreimal mit verschiedenen Frauen „verheiratet“ hatte.

Zu den erotischen Hochstaplerinnen rechne ich auch eine Dame meiner eigenen ehemaligen staatsanwaltschaftlichen Praxis. Margarete S., Tochter eines bekannten Professors E. in Dresden, war nach Bekundung ihres eigenen Vaters eine sehr gute Tochter bis zu ihrem 24. Lebensjahre. Gleichwohl war sie, im Auslande geboren, erblich belastet. Ihre Großmutter war eine schwer hysterische Frau. Eine Tante mußte in sehr frühem Alter in eine Privatirrenanstalt gebracht werden, und deren Sohn befand sich ebenfalls in einer Irrenanstalt. Zwei mißratene Ehen zogen das Nervensystem der geschiedenen jungen Frau in Mitleidenschaft. Ihre Hochstapeleien bestanden darin, daß sie unter ihrem richtigen Namen in allen möglichen Geschäften teure Stücke für ihre Toilette auf Kredit entnahm, ohne die Mittel zur Bezahlung zu besitzen. Ebenso begab sie sich wochenlang auf Reisen, wohnte und lebte sehr gut in ersten Hotels, bis sich ihre Zahlungsunfähigkeit herausstellte. So kam sie in erster Instanz zur Verurteilung wegen Betrugs, später auch wegen Erpressung und versuchter Nötigung. Der Gerichtsarzt erklärte sie für entartet. Sie leide an außerordentlicher Selbstüberschätzung und sei von ihrer Unwiderstehlichkeit den Männern gegenüber fest überzeugt. Ihren Charakter und Geist kennzeichneten Mangel an Wirtschaftlichkeit, Verschwendungssucht, Unfreundlichkeit, außerordentliche Undankbarkeit, Mangel an ethischem Empfinden und Urteilsschwäche. Sie betonte wiederholt, daß sie eine anständige Frau sei und nichts dafür könne, daß sie schön, schick und temperamentvoll sei. Ihre Schönheit habe sie in Dresden sogar um eine Stellung im Zentraltheater als Schauspielerin gebracht. Der Direktor habe ihr erklärt, daß sie mit ihrer Schönheit alle Kolleginnen in den Schatten stellen würde, weshalb er sie nicht engagieren könne. Die Aerzte erklärten sie zunächst nur für vermindert zurechnungsfähig. Auf ihre Berufung hin aber wurde sie freigesprochen, weil die Aerzte mit der Zeit doch die Ueberzeugung gewannen, daß ihre Zurechnungsfähigkeit zweifelhaft sei. Mit diesem Freibrief in der Hand setzte bei Margarete S. eine neue Betrugsperiode ein. In den ersten Geschäften Dresdens stattete sie sich aufs neue vornehm aus, kaufte auf Kredit seidene Kleider, Samtmäntel, Strümpfe, feinste Unterwäsche usw. „Schicken Sie die Rechnung an Herrn Staatsanwalt Dr. Wulffen, er bezahlt für mich alles!“ war ihre Erklärung in den Modeläden.

Prompt erhielt ich alle Rechnungen über diese schönen Dinge von den Geschäften zugesandt.

Dazwischen bombardierte sie mich mit duftenden Briefen, in denen sie mich (allerdings ohne sich meiner Gegenliebe zu versichern!) sehr energisch aufforderte, sie, die ich durch meine fehlgeschlagenen Anklagen so stark kompromittiert habe, vor der Welt zu rehabilitieren und endlich zu heiraten. Sie schrieb auch einen Brief an den damaligen deutschen Kaiser; er möchte ein Machtwort sprechen und mich veranlassen, mich von meiner Frau scheiden zu lassen und ihr die Hand fürs Leben zu reichen. Schließlich trieb sie es ganz toll. Sie reiste in den deutschen Großstädten umher und lebte sehr kostspielig in den ersten Hotels, so beispielsweise im „Russischen Hof“ in München usw. Sie bezahlte nicht, sondern brachte es fertig, den Hoteldirektor glauben zu machen, daß der Dresdner Staatsanwalt Dr. Wulffen die Hotelrechnung begleichen würde. Dies begründete sie folgendermaßen: Der Staatsanwalt habe gegen sie eine Reihe verfehlter Anklagen erhoben, schließlich sei sie mit Recht als unschuldig freigesprochen worden. Die sächsische Staatskasse sei verurteilt worden, die Kosten zu tragen, folglich auch die Kosten der Vergnügungsreise, die sie zur Beruhigung ihrer Nerven habe unternehmen müssen, um sich von dem ihr aufgedrängten Strafverfahren und der erlittenen Untersuchungshaft zu erholen. Noch erstaunlicher aber als diese Kühnheit der Behauptung war der Erfolg: einige Direktoren erster Hotels ließen mir tatsächlich die großen Rechnungen mit der näheren Begründung zugehen und baten um Begleichung! Margarete S. ist zu Anfang des Weltkrieges in einer Irrenanstalt gestorben.

Damit sind wir bei den psychopathischen Hochstaplerinnen angelangt, unter denen die hysterischen eine hervorragende Rolle spielen. Mit der Hysterie – kurz gesagt einer Erkrankung mit verschiedenen körperlichen und seelischen Ausfallerscheinungen – pflegen Uebertreibungen, unbewußte und bewußte Erinnerungsfälschungen, Lügenhaftigkeit und theatralische Neigungen verbunden zu sein. Die Voraussetzungen für phantastische Schwindeleien sind also ohne weiteres gegeben.

Die dreiundzwanzigjährige hysterische Cölestine Wurm litt seit ihrem siebenten Lebensjahre an Geschwüren und Wunden und war fast immer an das Bett gefesselt. Als die religiöse Oekonomsfamilie Korn an ihrem Schicksal Anteil nahm und sie beschenkte, beschloß Cölestine unter Beistand ihrer Eltern, diese Güte gründlich auszunutzen. Sie erzählte Korns, deren verstorbene Tochter Ursula sei ihr im Traum erschienen, habe über ihr Leiden im Fegefeuer geklagt und gebeten, die Eltern Korn möchten ihr Opfer bringen und ihre Aussteuer, die ja auf Erden nicht zur Auszahlung komme, in den Himmel nachsenden. Der gläubige Vater Korn übergab Cölestine 1000 Mark Bargeld zur Uebermittlung an Ursula. Cölestine vermittelte im Fortgange zwischen Korns und dem Himmel einen regelrechten Briefwechsel, im ganzen fünfzig Briefe Ursulas an ihre Eltern und dreißig Briefe dieser an ihre verstorbene Tochter. Diese „Himmelsbriefe“ schrieb alle Cölestine selbst auf schönen, goldgeränderten Briefbogen, die ihre schlaue Mutter zu diesem Zwecke einkaufte. So dankte Ursula für die ihr gesandte Photographie ihrer Schwester Lina; im Himmel sei das Bild dreimal so groß wie auf der Erde. Ursula sicherte zu, auch ihr Lichtbild gelegentlich schicken zu wollen. Dann teilte sie aus dem Himmel mit, daß sie dort sich verlobt, vermählt und ein Knäblein geboren habe und bat um Geld und Ausstattung. Weil gerade „zwei wunderschöne Bettstättlein mitsamt den Betten und zwei prachtvollen goldenen Kannen“ für den Spottpreis von zehn Mark im Himmel zu haben wären, möchten die Eltern das Geld durch Vermittlung Cölestines schleunigst schicken. Der „Engel“ Joseph Förster, Ursulas „himmlischer Gatte“, von dem sie sehr bald zum zweiten Male Mutter wurde, dankte aus dem Himmel für gesandte Kartoffeln, die ausgezeichnet geschmeckt hätten, und für die Kindertrompete, welche die Großeltern geschickt hatten. Später dankte auch die Mutter Maria eigenhändig in einem Briefe für gespendete 2500 Mark. „Wir haben Euch wieder vor einem großen Unglück beschirmt, denn es wären Euch zwei Kühe zugrunde gegangen, wenn ich nicht sofort fünfzig Engel ausgesandt hätte.“ Schließlich schrieb sogar Jesus Christus an Korns. Auch er bat regelmäßig um Geld. Dafür gab er allerhand Zusicherungen. Er gelobte, dem Hermann Korn beizustehen, damit er nicht zu den Soldaten käme. Ein andermal schrieb er: „Oh, liebe Stellvertreter Gottes auf Erden, ich habe es wohl gehört, wie Ihr so traurig zu der kranken Cölestine gesagt habt, wenn nur erst die alte Großmutter einmal sterben möchte. Lasset den Mut nicht sinken, ich werde die Großmutter einmal unverhofft holen!“ Die Eheleute Korn, die als sehr beschränkt galten, wurden auf diese Weise um 8000 Mark betrogen. Die Eheleute Wurm wurden deswegen im Jahre des Heils 1898 vom bayrischen Landgericht Kempten wegen Betrugs und Hehlerei verurteilt.

So aktengemäß getreu berichtet und dargestellt. Charakteristisch ist, wie die hysterische Veranlagung bei Cölestine den Zusammenhang mit dem Religiösen und Sexuellen findet, in welchem ihre Phantasien geradezu schwelgen. Der Vergleich mit Gerhart Hauptmanns armseligen Bettelkind Hannele Mattern

(„Hannles Himmelfahrt“) liegt nahe. Hannele träumt in ihren Fieberträumen, daß sie mit dem Lehrer Gottwald, der in der Christusgestalt erscheint, verlobt ist. Auch Hannele ist ein hysterisches Mädchen. Auch in diesem Falle als echt weiblich das Ausleben der Phantasien in einem Briefwechsel und das theatralische Spiel mit einer ganzen Reihe Personen. Das Ausleben ihrer religiösen und versteckt sexuellen Phantasien war für Cölestine auf ihrem Schmerzenslager der Hauptbeweggrund ihres Treibens. Welchen Gedanken hätte sich die Kranke anders hingeben sollen, als an ihre freudlose unerotische Mädchenschaft und der Erwartung künftiger himmlischen Freuden? Obwohl sie den Glauben an die ewige Seligkeit besaß, stand sie doch nicht an, diese mit Unwirklichkeiten zum Zwecke des Betrugs auszufüllen. Dabei wäre es aber nicht unmöglich, daß sie sich in ihrer Einfalt die Seligkeit so, wie sie in ihren Briefen sie beschrieb, vorgestellt hätte. Vielleicht hoffte sie auch, im Himmel gefreit zu werden und Mutterfreuden zu genießen. Das Schwelgen in solchen Phantasien verschönte ihr das Krankenlager.

So finden wir im nüchternen Leben wie in der Dichtung ein Reich des schönen Scheins, in das wir Menschen, in das ganze Völker sich flüchten. Dem Menschen ist gegeben, nicht nur zu sein, auch zu scheinen. Er trägt eine ewige Sehnsucht in sich, zu scheinen, anders und mehr zu scheinen, als er in seiner Armseligkeit zu sein vermag. Deshalb regiert auch der Schein als in gewissem Sinne unabänderliches Gesetz das Leben und die Welt. Seit Jahrhunderten, seit Jahrtausenden in Geschichte und Welt immer Masken, immer Gestalten, die vorgegeben werden. Fürsten und Priester, der Staatsmann, Soldat und Beamter, der Arzt und Gelehrte, der Kaufmann und Künstler, alle geben sie etwas vor, was sie nicht sind.

Wer jedoch dürfte die Hand aufs Herz legen und beteuern, er sei immer ganz echt? Viele geben sich Mühe – es ist wahr – der Verkleidung, die Zwang, Gelegenheit, Zufall, innerer Drang sie wählen ließ, gerecht zu werden. Aber keiner kann mit der Maske einen anderen Menschen anlegen. Jeder verfolgt in der täuschenden Hülle, oft unbewußt, seine eigenen kleinlichen Zwecke. Dann gibt es andere, kaleidoskopische Seelen, Vexiergemüter, Proteusgestalten, Chamäleonnaturen: durch ihre Veranlagung klafft ein Riß. Mit der glänzendsten Darstellung verbindet sich die Unfähigkeit, auf dem Mummenschanz des Daseins sich dauernd zu behaupten. Sie reden dazwischen, sie verraten sich selbst, sie gestehen ein, was andere, Minderbegabte, vermeiden. Da reißt ihnen der Festordner des Mummenschanzes, der Marschall (oder auch der Staatsanwalt!) die Maske vom Gesicht – und zwischen diesen allen steht der Hochstapler mit seiner schillernden Begabung, der aus seinem Wörterbuch so gern das Wort „unmöglich“ gestrichen hätte. Sucht zu glänzen, werfen wir ihm vor, zu blenden, im Golde zu wühlen, im Lichtermeere von Juwelen zu wandeln, durch äußeren Schein zu täuschen, ohne innere Berechtigung hohe Personen und Aufgaben vorzugeben. Ist er damit nicht ein Kind der Zeit? der Welt? der Geschichte? „So wie ich bin, seid ihr alle!“ ruft er uns zurück. „Die Goldleidenschaft will euch die Sinne verwirren, wahrst eure Seelen und eure Vernunft! Der Hochstapler, der Schelm, hat seine Mission, der Hochstapler, der Schelm, hält euch den Spiegel vor!“

Das Kriminelle in der Weltliteratur

Von Ministerialdirektor Dr. Erich Wulffen²

Schon der Liebhaber und Freund wie der Kenner der schönen Literatur, noch mehr aber ein besonders dafür eingestellter Blick gewahrt, daß die Begebenheiten und Gestalten, die sie uns vorführt, in einer Fülle Verbrechen und Verbrecher darstellen. Insbesondere im Bereiche des Dramas, von den griechischen Tragikern über die Engländer mit Shakespeare, über die Franzosen mit Voltaire, Corneille und Racine zu Goethe und Schiller, weiter über Kleist, Friedrich Hebbel, Otto Ludwig und Grillparzer zu den Neuern, Ibsen, Strindberg und Gerhart Hauptmann, schließlich zu den Neuesten – immer Begebenheiten und Gestalten fast in einer Ueberfülle Verbrechen und Verbrecher. Daß diese Tatsache an sich nicht auffällig wird, liegt einerseits an dem poetischen Werte der Meisterwerke, in denen das allgemein Menschliche das Kriminelle in sich aufnimmt und auflöst. Es liegt weiter an den die Dichterwerke genießenden Menschen, die aus irgendwelchen – später zu erörternden – Gründen an der verbrecherischen Darstellung in der Dichtung keinen Anstoß nehmen, ja ihr mit Teilnahme folgen und eine reine Kunstwirkung von ihr verspüren.

Hat aber einmal eine zeitgemäße Betrachtungsweise diesen über die Dichtung gebreiteten Schleier gelüftet und das Erstaunen über die festgestellte Tatsache aufkommen lassen, dann ist selbstverständlich auch der Reiz groß, das vorliegende, unerschöpfliche Thema auch einmal von einer andern Seite zu sehen, einmal die Grundfrage zu erörtern, weshalb, aus welchen ethischen, soziologischen, psychologischen und ästhetischen Gründen denn in so vielen großen Weltgedichten die großen Verbrecher dargestellt werden, weshalb nicht der psychologisch und sozial normale, sondern der psychologisch und sozial anormale Mensch das bedeutendere Thema der Dichtung ist.

Suchen wir auf diesem Wege gewissermaßen in ein letztes, tiefstes Geheimnis der großen Dichtung einzudringen, so öffnet sich zu unserem neuen Erstaunen hinter dem Dichtungswerk unseren Blicken eine große Welt unabsehbarer Strahlungen, an die wir nicht gedacht, die wir nicht geahnt haben, eine Welt, die fast an das Chaos der Urschöpfung angrenzend beginnt und in den feinsten Regung der modernen Menschenseele endet.

Die ersten Dichtungen der Urvölker sind epischer Art, Begebenheiten werden geschildert. In dem Mythos legen jene früheren Menschen all ihr Fühlen und Denken, ihre gesamte Vorstellungswelt, ihr Wissen, ihre Moral nieder. Die Mythenbildung erfolgte im wesentlichen mündlich, deshalb war sie von so nachhaltiger Kraft, man muß sie sich etwa nach der Art der heutigen Bildung von Gerüchten vorstellen.

Die Mythenbildung knüpfte an das Sichtbare, an die Geschehnisse in der Natur an. Ihre freundlichen und wohlthätigen wie ihre verderblichen und vernichtenden Wirkungen schrieb man je willensbegabten Persönlichkeiten solcher Art zu. So entstanden die guten und die bösen Gottheiten, die man verehrte und fürchtete. Den Kampf der erhaltenden und zerstörenden Kräfte in der sichtbaren Natur, den man im Gewitter, im Sturm, im Feuer, in der Meeresflut, in der Schnee- und Eiskruste des Winters sah, bildete der Mythos vergeistigend als einen Kampf der guten und der bösen Gottheiten nach; dieser Kampf mit Sieg und Untergang war der Inhalt des Mythos: das Ergebnis ist greifbar: das Böse, sein Kampf mit dem Guten, ist Inhalt, hauptsächlich Inhalt bereits der ältesten Dichtung. Bis in diese Urzeiten geht die Verankerung zurück.

Als die Menschen in ihrer eignen Seele zu lesen begannen, als sie sich ihrer verschiedenartigen eignen Gefühle und Vorstellungen bewußt wurden, erkannten sie, daß auch in ihrem Innersten – wie draußen in der Natur – verschiedene Seelenkräfte, den Mitmenschen wohlwollende und sie schädigende, in eigentümlicher

² Diese Abhandlung entstammt einem Vortrag, den Wulffen 1926 im Dresdener „Literarischen Verein“ gehalten hat und der von der Dresdener Presse mit großer Anerkennung ausführlich besprochen wurde. Die Begeisterung, die der bedeutsame Vortrag auslöste, war so stark, daß der „Literarische Verein“ über den Vortrag und sein Stoffgebiet einen besonderen Aussprechabend veranstaltete, der unter angeregten Erörterungen die Zustimmung zu Wulfens Gedankenentwicklung erbrachte. In seinen Ausführungen, die als wertvolle Ergänzung seiner früheren Aufsätze „Kunst und Verbrechen“ und „Im Reiche der Schelme“ (Karl-May-Jahrbuch 1925 und 1926) zu betrachten sind, kommt Wulffen wiederholt auf Karl May und seine Erzählungen zu sprechen.

Wechselwirkung sich regten und betätigten, die schließlich als gute oder schlechte und böse Seelenkräfte und Gesinnungen angesehen wurden. Und wie der endlose Kampf in der sichtbaren Natur, so wurde der ewige ungelöste Widerstreit der wohltätigen und vernichtenden Seelenkräfte in der Menschenbrust zum Hauptthema der Betrachtung, und so das Böse in seinem Gegensatz zum Guten immer mehr Inhalt der Mythendichtung.

Auf diese Weise sind wohl alle ersten großen Mythendichtungen entstanden mit dem einheitlichen einzigen Thema: Gut und Böse³. Ein Beispiel:

Die Aegypter sind das älteste geschichtliche Volk, das wir kennen. Ihr Urmythus ist eine Symbolisierung des örtlichen Wechsels der Jahreszeiten in Aegypten. Der Osiris des Mythos bedeutet das Werdende, die Fruchtbarkeit. Auf die fruchtbare Zeit folgt in Aegypten eine Periode austrocknender Hitze und Unfruchtbarkeit. Am Tage, da die Sonne durch das Zeichen des Skorpions geht, erschlägt im Mythos Typhon, der Träger aller dem Menschen feindlichen Naturkräfte, der Unfruchtbarkeit, der Dunkelheit, mit Hilfe seiner 72 Genossen, welche die 72 Tage der größten Hitze darstellen, seinen Bruder Osiris (also Brudermord: Kain!) und wirft seine Leiche in einem Kasten in den Nil. Isis, des Osiris Gattin, schweift umher, bis sie den Toten findet und bestattet. Mit dem Anfang der größten Hitze beginnt das Trauerfest um den Tod des Osiris. Mit der Entfernung seiner Leiche weicht aus Aegypten die Fruchtbarkeit, bis Typhon vom lebenspendenden Horos, dem Sohne des Elternpaares Osiris und Isis, erschlagen wird (also rächender Verwandtenmord) und die Fruchtbarkeit mit dem Wiedereintritt der Ueberschwemmungen zur Zeit der Sommersonnenwende zurückkehrt. Also ein einfacher Naturmythus, der aber vergeistigt wurde. Osiris und Horos werden zum Urheber und Förderer alles Guten auch in der Menschenseele, Typhon verursacht alle verderblichen Ereignisse im Leben, er pflanzt und fördert im Menschenherzen die Lüge und alles Böse. So wurde der Kampf zwischen Osiris und Typhon zum vorübergehenden Sieg des Bösen im Menschen über das Gute, bis dieses wieder im Sieg des Horos über das Böse triumphierte. Kampf und Sieg wiederholen sich immer aufs neue, wie die Jahreszeiten in der Natur.

Es ist nicht weniger fesselnd, den Blick noch auf andere Urvölker zu werfen. Auch die von Zoroaster (Zarathustra) begründete Glaubenslehre der alten Iranier ist eine dualistische. Die iranische Familie, zu der im Altertum die Meder und Perser sowie die Bewohner der als Ariana bezeichneten persischen Provinzen gehörten, rechnet zum Stamm der Indogermanen, die in prähistorischer Zeit ein einheitliches Volk mit Ursitz wahrscheinlich in Zentralasien bildeten. In dem Zendavesta, dem heiligen Buch der Zoroastrier, ist Ahuramazda (daraus später Ormuzd) die Gottheit, welche die Welt erschaffen hat und erhält. Von ihm werden sechs gute Geister abgeleitet, die Tugend, die Wahrhaftigkeit, die gute Gesinnung, die Weisheit, die Herrschaft, die Gesundheit. Der guten Gottheit steht die böse, steht Anramainpu, d. h. der „Angstverursachende“ oder der „schlagende oder todbringende Geist“ (später Ahriman) gegenüber. Ahriman wird zum bösen Prinzip, er hat das Böse geschaffen wie Ormuzd das Gute. Dem Ahriman unterstehen sechs den guten Geistern des Ormuzd entgegengesetzte böse Geister: das Laster, die Lüge, die böse Gesinnung, Torheit, Knechtschaft, Krankheit. Nach den Lehren der späteren Religionsbücher soll der Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman 6000 Jahre dauern und mit dem Untergang des bösen Geistes und der Erschaffung einer neuen unvergänglichen Welt enden. Die Seelen der Toten gelangen zur Brücke Tschinvat, an der das Gericht über die Guten und Bösen abgehalten wird. Die Seelen der Guten wandeln in die seligen Gefilde des Paradieses Garodemana, des „Ortes der Lobgesänge“. Die Seelen der Bösen werden an den „schlechtesten“ Ort, d. i. in die Hölle verbannt. Mit dem Untergang der alten Welt verbindet sich das jüngste Gericht, und das Böse verschwindet völlig.

Wir erkennen, welche Vorstellungen und Anschauungen aus der indogermanischen Urheimat in den Glaubenslehren der europäischen Völker verblieben sind. Der iranische Urmythus ist geradezu vorbildlich und deshalb typisch und wichtig für die Auffassung der Völker von Gut und Böse. Im späteren Parsismus wird auch die Lehre von den bösen Geistern fortgebildet. Sie werden Daeva, Drudsch, Pairikas (Peri) genannt, teils Unholdinnen, die mit den bösen Menschen sogar geschlechtlich verkehren, teils tückische Dämonen, Trockenheit, Mißwachs, Seuche über die Menschen verhängend. Gegen das Ende der

³ Zu nachstehenden Ausführungen vgl. man den in Karl Mays Nachlaß vorgefundenen, aus seiner Jugendzeit stammenden Entwurf „Mensch und Teufel“ (Jahrbuch 1919, S. 173). Die Herausgeber.

Welt wird der Heiland Saoschjant erwartet (an anderen Stellen werden drei Erlöser genannt), der die bösen Geister vernichtet und die neue vollkommene Welt heraufführt.

Bei den Indern – den Iranern stammverwandt – erweiterte sich der Dualismus gewissermaßen zu einer Dreiheit (Trimurit). Der oberste Gott ist Brahma, der Schöpfer der Welt, der allem Leben einhaucht. Er ist aber keine Personifikation: kein Tempel, kein Kultus sind ihm gewidmet, er ist nur Gegenstand der als Drang und Fülle des Gemüts den Göttern zustrebenden frommen Betrachtung und Andacht. Neben ihm ist Wischnu, ursprünglich der Sonnengott, der Erhalter der Welt. Später wurde auch sein Wirken vergeistigt und mit der indischen Erlöserlehre verknüpft. So oft eine Erschlaffung des Gesetzes und eine Erholung des Unrechts auf der Erde eintritt, steigt er in irgendeiner Gestalt (Tier, Mensch, übermenschliche Erscheinung) vom Himmel herab. Bei der zehnten solchen Inkarnation wird die völlig verderbte Welt vernichtet und eine neue Menschheit geboren. Der dritte der Götter ist Siwa (Ciwa), ursprünglich der auf dem Himalaja thronende Herr der Berge, als Vertreter der zerstörenden, aber auch zugleich reinigenden und befruchtenden Naturkräfte, der Meere, der Stürme, des Feuers. Später wird er der Schutzherr der Büßer.

Dem Brahmanismus eigentümlich ist seine Ausstrahlungslehre. Das Brahma ist die Weltseele und entfaltet sich zur Welt, die, von jener sich entfernend, ihr immer unähnlicher wird und mit dem Weltübel (Schmerz, Krankheit, Sünde, Tod) behaftet ist. Die von der Weltseele ausgestrahlten Wesen (Menschen) kehren nur über den Reinigungsprozeß der Seelenwanderung, von der Materie völlig geläutert, in das Brahma zurück. Die ärgsten Sünder leiden nach ihrem Tod in einer unter der Erde gelegenen Hölle durch unermeßliche Zeiträume ärgste Pein aller Art, bis sie die Seelenwanderung durch die verschiedensten Geschöpfe erneuern dürfen.

Dem schließlich in unzähligen Läuterungsvorschriften erstarrenden Brahmanismus setzt sich der junge Buddhismus entgegen. Auch seine Anhänger besaßen ein tiefgehendes Gefühl für das Böse in der Welt und in der Menschenseele, sowie eine feste Entschlossenheit, ihm kämpfend entgegenzutreten und es zu besiegen. Die ganze buddhistische Lehre gipfelt in diesem Kampf und Sieg. Nirwana heißt jener Zustand des Friedens, nur für Menschen erreichbar, die sich nicht von den Sinnen und Leidenschaften führen lassen, ein Zustand der Ruhe, des Glücks, allein durch innere Veredlung zu gewinnen.

Nach buddhistischer Auffassung hat derjenige, der Schmerz und Unglück erntet, selbst zu irgendwelcher Zeit, im gegenwärtigen oder in einem früheren Lebenslauf, Torheit, Irrtum oder Sünde gesät. Jedes Einzelwesen erbt alles Gute und alles Böse, was alle seine Vorgänger gewesen sind oder getan haben, und nimmt das Ringen um Erleuchtung gerade an der Stelle – im Wege der Seelenwanderung – auf, wo jene es abgebrochen haben. Die Aufhebung des Bösen soll in diesem Leben vollzogen werden. Hierzu zeigt der Buddhismus den „edlen achtfachen Pfad“ eines tugendhaften und gedankenvollen Lebens. Wer ihn nachdenklichen Sinnes wandelt, wird von der Knechtschaft des Mara, des Geistes des Bösen, des Erzfeindes, des Versuchers, befreit und findet ein Ende des Leides im Eingehen zum Nirwana. Böse Gelüste jeder Art sind jetzt aus seinem Geiste ausgejätet. Nirwana bedeutet einen sündelosen, ruhigen Gemütszustand.

Man bemerkt, wie literarisch und kriminalpsychologisch spannend im Sinne unsres Themas diese Streifzüge in die alten Mythenbildungen sind.

Die Lehre des Konfutse (Chungfutse, lateinisch Confucius) beruht, der chinesischen Ueberlieferung entsprechend, auf der Wohlfahrt der Familie und des Staates, und setzt das Glück des Individuums erst an zweite Stelle; es soll eben auf jene Wohlfahrt sich gründen. Dabei wird die Uebereinstimmung des wahrhaft Sittlichen mit dem wahrhaft Nützlichen entschieden erstrebt und wirkungsvoll entfaltet. Die Aeltern und Höheren sollen durch edles Beispiel den Nacheifer der Jüngeren und Untergebenen, die jenen unbedingten, aber kindlichen Gehorsam schulden, erwecken und hierdurch das Dasein aller Menschen verbessern, ja bis zu einer gewissen Vollkommenheit führen. Konfutse nahm die menschliche Natur als ursprünglich gut. Er spricht nicht von Gott, lehrt keine Unsterblichkeit der Seele, kennt keine vergeltende Gerechtigkeit einer höheren Macht für gute und böse Taten. Die ganze Lehre ist auf eine praktische irdische und staatliche Wohlfahrt berechnet. Eine andere chinesische Lehre geht von dem Weisen Laotse (Lipeyang) aus, die Träger einer idealen Auffassung ist, die sonst dem Chinesen fehlt. Der innere Mensch wird jetzt über den bloßen Staatsbürger gestellt. Durch Erkenntnis eines höchsten Wesens und durch eine im Beherrschen der Begierden gewonnene Herzensreinheit soll der Mensch einer höchsten Vollkommenheit nachstreben. Auch die Lehre Buddhas fand, freilich in nüchterner

Verunstaltung, in China große Verbreitung. Der chinesische Weise Sünking nahm im Gegensatz zu seinem Meister Konfutse den Menschen als von Haus aus böse an.

Es gewährt einen außerordentlichen Reiz, unsere Betrachtungen noch an anderen Völkern fortzusetzen. Es ist, als schlugen wir ein Buch vom Gewissen der Menschheit auf. Im folgenden gelangen wir zu den Spielarten des einheitlichen menschlichen Urgedankens, die sich von der strengen Durchführung des Dualismus lösen wollen, aber doch in gewissem Sinne wieder in ihn einmünden. Der Menschen- und Seelenkenner wird diesen Strebungen, Regungen und Gestaltungen mit besonderer Aufmerksamkeit folgen.

Das Volk Israel, dessen Mythos in den Büchern Moses gestaltet wird, wurde der weltgeschichtliche Träger des einheitlichen Gottesgedankens. Der Schöpfer und Erhalter der Welt war Adonai oder Elohim, später Jehovah, richtiger Jahve. Er war ein großer, gütiger, aber auch ein strenger und strafender Gott. Belohnung für Gutes und Böses hält er in seiner Hand. Neben ihm findet sich kein Raum für eine böse Gottheit. Der Satan, d. h. Widersacher, ist im Buche Hiob ein zwar übelwollender, aber Jehovah untergeordneter und in seinem Auftrag handelnder Unglücksengel. Auch im jüdisch-christlichen Mythos wird in der Schöpfungsgeschichte sofort der Kampf zwischen dem Guten und Bösen erwähnt. Im Garten Eden steht der Baum der Erkenntnis. „Aber vom Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses sollst du nicht essen. Denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben.“ (1. Moses II,17). Adam und Eva, durch die – ebenfalls symbolische – kriechende giftige Schlange verführt, essen vom Baum der Erkenntnis und werden aus dem Paradies ausgetrieben. Danach werden in den Büchern Mose die menschlichen Verbrechen aller Art, als ob ihnen keines fehlen sollte, dargestellt.

Durch die Berührung mit dem Parsismus drang der Gedanke von einem persönlichen Haupt des Bösen auch in das Judentum ein. Unter solchem Einfluß erst wurde der Satan zum eigentlichen Teufel. Neben ihm erscheinen, z. B. im Buche Tobias, noch andere Dämonen als Plagegeister der Menschen. Im neuen Testament wird der Satan auch Beelzebub (eine phönizische Gottheit, Form des Baal) genannt, nachdem die heidnischen Götter in der Vorstellung der Juden zu Dämonen geworden waren. Im Satan erscheint das Böse völlig vergeistigt; nur in der höllischen Feuerflamme lebt die Erinnerung an zerstörende Naturkräfte fort. In der christlichen Glaubenslehre wird er zum persönlichen Inbegriff der Sünde, der dem Reiche Gottes ewige Feindschaft und Untergang geschworen hat. In der alten christlichen Kirche waren die bösen Geister, die Dämonen, von Gott geschaffene und dann freiwillig von ihm abgefallene Geister. Als Haupt der bösen Geister galt den Kirchenvätern Luzifer (Morgenstern), der aus dem Himmel gestürzt war; er hatte sich alsbald nach der Schöpfung aus Neid und Hochmut von Gott losgesagt und bekämpfte ihn und sein Reich.

Erst unter dem Einfluß des Parsismus entwickelte das spätere Judentum die Lehre von der Auferstehung der Toten. Bis zur Wiederauferstehung führten die Toten an einem lichtlosen Ort (Scherl), an einem bestimmten Teile desselben die Bösen, ihr Dasein. Dieser Ort Gehema – genannt nach einem Tal bei Jerusalem, wohin das Aas und die Leichen der Verbrecher geworfen wurden – wurde ein Ort der körperlichen Qual mit Feuerpein, Heulen und Zähneklappern.

Das junge Christentum glaubt an eine schließliche Bekehrung aller Menschen und an das Aufhören aller Uebel, Sünden und Strafen auf Erden. Man hielt die endlose Verderbtheit und Unseligkeit der Menschen nicht mit der Güte Gottes für vereinbar.

Ja Origines u. a., ebenso die Mystiker des Mittelalters lehrten die Wiederherstellung der Welt im schuldlosen Zustande zur Zeit ihrer Erschaffung. Im mittelalterlichen Aberglauben, in dem die Reste des germanischen Heidentums mit der christlichen Auffassung von Hölle und Teufel zusammentrafen, gewann der Teufel wieder eine schreckhafte Gestalt, in der ihn auch die Reformation mit ihrer wunderlichsten und entsetzlichsten Blüte, mit den Hexenprozessen, festhielt. Die Theologen und Juristen dieser finsternen Zeit stellten auch die „Naturgeschichte“ des Teufels erneut und genau fest. Erst die Rationalisten verwiesen ihn ganz aus der christlichen Lehre.

Der Urmythos der Griechen findet sich in Hesiods „Theogonie“ gestaltet. Der unter ungeheurer Frevelübung – Urverbrechen, Mord, Raub – auf beiden Seiten geführte Kampf der Götter gegen die Titanen, mit dem Siege des Zeus endend, bedeutet eine Welt- und Kulturperiode, in der das Geistige über die aus dem Chaos erzeugte Materie die Herrschaft gewinnt; die rohen Gewalten der Natur und des Menschenlebens fügen sich einer sittlichen Weltordnung. Der griechische Göttermythos findet sich in

Homers Heldengedichten, der Ilias und Odyssee, weiter ausgestaltet. Zeus ist nicht der Schöpfer, sondern nur der Regierer und Lenker der Welt. Er ist der Hüter der von ihm selbst auf Erden gesetzten Ordnung wie der Weltordnung überhaupt. Er schickt „im ewigen Wechsel bald Gutes, bald Böses herab; denn er herrschet mit Allmacht“ (Odyssee IV, 236). Er sendet durch seine Tochter Ate, die Göttin des Unheils, den Menschen die Betörung, Verblendung und Verwirrung der Sinne, die sie zur Begehung von Frevel und Verderben führt. Für eine selbständige böse Gottheit ist also auf dem Olymp neben Zeus kein Raum. Er ist zugleich Wiederhersteller der verletzten Rechtsordnung; auf sein Gebot werden Nemesis und Erinnyen gegen den Missetäter ausgesandt; damit gibt er aber auch die innere Reinigung und Sühne, die den Menschen von der Schuld wieder befreit. Er ist der Bluträcher und zugleich – meist durch seinen liebsten, zum Verkünder seiner Satzungen bestellten Sohn Apollo (Orestie) – die Zuflucht des bußfertigen Verbrechers.

Scheu und Ehrfurcht vor den Göttern bestimmte die Menschen zu sittlichem Handeln. Die Tugend ist den Griechen eine Beobachtung des rechten Maßes. Wer diese übertritt, begeht den Frevel, das Verbrechen. Das Laster, das Böse erscheint weniger positiv wie negativ als mangelnde Tugend. In der älteren Zeit wird die Schuld am Frevel zuweilen den Göttern zugeschrieben. Die spätere Zeit machte den Verbrecher für sein vorsätzliches Tun voll verantwortlich. Die den Missetäter treffende Strafe und Vergeltung gilt als gerecht auferlegte Sühne des Unrechts, welche die Gunst der Götter zurückbringt. Der Mythos von den drei Totenrichtern im Hades unter Vorsitz des Minos, die über die Verbrecher richten, ist nachhomerisch. Plato gibt im „Phädon“ (62) eine ganz eingehende Schilderung. Pythagoras und Plato lehrten in Anlehnung an die Ägypter die Seelenwanderung als einen Läuterungsprozeß.

In der germanischen Mythologie, wie sie die Edda-Lieder wiedergeben, ist Odin (Wodan) zwar nicht der Schöpfer der Welt, aber der Herrscher über Himmel und Erde, ihr Ordner und Lenker. Er ist der Gesetzgeber und sorgt dafür, daß die göttlichen und menschlichen Gebote gehalten und die Frevler bestraft werden. Odin führt als die die Welt erhaltende Sonne – also in dem ursprünglichen Naturmythos – den Beinamen des Feueräugigen. Die Personifikation des Feuers in seiner verderblichen Wirkung ist Loke oder Loki. Er gehört nicht wie Odin zum Asengeschlecht, ist ein Sohn des Riesen Farbauti und von uralter Zeit her durch Blutbrüderschaft mit Odin unter die Asen aufgenommen worden. Seine vernichtende Mitwirkung hat ihn zum Vertreter des bösen Prinzips, zum Urheber alles Verderbens in der Welt gemacht. Seine rein physikalischen Wirkungen wurden im Mythos vergeistigt. Böse Denkungsart, List, Schadenfreude, Betrug, Unbeständigkeit und Verräterei wurden ihm zugeschrieben. Die Verwandtschaft mit dem mittelalterlichen deutschen Teufel ist offenbar, dessen „freundlich‘ Element“ ebenfalls das Feuer ist. Durch die Streiche seiner Bosheit, welche die alten Göttersagen berichten, fördert oder bekämpft Loki die Asen. Mit der Riesenfrau Angurboda („Angstbotin“) aus Jötunheim zeugt er die den Asen feindlichen Kinder, den Wolf Fenris, die Midgardschlange (Weltmeer) und die Todesgöttin Hel.

Bei der Götterdämmerung (Ragnarök), dem Untergang der immer sündhafter gewordenen Welt, spielt Loki mit seinen Kindern eine wichtige Rolle. Odin wird vom Fenriswolf verschlungen, Thor vom Gifte der erlegten Midgardschlange getötet. Heimdall, der Wächter des Himmels, und Loki erschlagen sich gegenseitig; Loki ist der letzte, der fällt, sein Feuer verbrennt die ganze Welt. Nach dem Weltbrand erhebt sich eine neue schönere Erde, von Menschen bewohnt, die friedvoll und voller Unschuld leben. Das Böse ist dann aus der Welt getilgt. – Während nur die in der Schlacht gefallenen Helden in Walhalla Aufnahme fanden, gelangten, wie die an Krankheit und Altersschwäche Gestorbenen, so die Ehrlosen, die Lügner, Diebe und sonstigen Verbrecher nach Helheim im äußersten Ende von Niflheim.

Das Reich der Todesgöttin Hel wurde im Mittelalter zur Hölle. Unter den Zweigen der die ganze Welt überragenden Weltesche Yggdrasil, wo die Nornen wohnten, hielt Odin über Götter und Menschen Gericht.

Muhammed gelangte zur Erkenntnis von der Nichtigkeit des Sterndienstes, dem die Araber wie die alten Assyrer und Sabäer im Glauben an einen wohlthätigen und schädlichen Einfluß der Gestirne nicht nur auf die Natur, sondern auch auf des Menschen Gemüt und Schicksal ergeben waren. Muhamed erhielt einige, aber nicht genaue Kenntnis von Judentum und Christentum. Das meiste seiner eignen Lehre entlehnt er dem Judentum, so seine Auffassung von Gott und seinen Eigenschaften, vom Satan, von der Bestrafung des Frevlers und der Belohnung des Guten im jenseitigen Leben und vom Weltgericht. Nach jüdisch-christlichem Vorbilde gestaltete er die Lehre von den guten und bösen Engeln aus, die in

eine Reihe von Unterabteilungen zerfallen. Der Beherrscher der bösen Engel war, wie bei den Juden, der Satan. Gegenüber dem Glauben an den unbedingten Ratschluß Gottes, der alle Geschicke der Menschen, die günstigen wie die widrigen, von vornherein aus der Fülle seiner Allmacht bestimmt hat, gegenüber diesem Fatalismus nahm er – in einem gewissen Widerspruch – eine Freiheit des menschlichen Willens an, den einzelne vermittelnde Ausleger den „winzig kleinen Willen“, etwa unsrer heutigen Annahme einer relativen Freiheit des im übrigen bedingten, determinierten Willens entsprechend, nannten.

Endlich zeigt uns ein Blick auf die heutigen primitiven Völker, vergleichsweise, wie etwa der mythologische Anfang bei den gegenwärtigen Kulturvölkern vor Jahrtausenden eingesetzt haben mag.

Selbst bei den primitiven Völkerschaften finden sich wenigstens Ansätze zu einer Unterscheidung von Gut und Böse. Die wilden Völkerschaften Afrikas huldigen, soweit sie nicht den Islam oder das Christentum angenommen haben, einem rohen Fetischismus mit krassem Aberglauben an Zauberkünste und Hexerei. Gute und böse Geister werden verehrt, die durch Darbringung von Opfern günstig gestimmt werden. Die bösen und guten Geister sind die personifizierten Naturkräfte und niedrigen Mächte, die das Menschenschicksal beeinflussen. Eine höhere ethische Auffassung von Gut und Böse fehlt, ebenso von einer zukünftigen Belohnung guter oder böser Taten.

Die Indianer glauben zwar an den „Großen Geist“ als den Schöpfer und Erhalter alles Seienden, aber es besteht kein Kult für diese gute und wohlthätige Gottheit. Geopfert wird vielmehr den bösen Geistern, den Schutzgeistern und den Seelen der Abgeschiedenen. Die bösen Geister stellen die den Menschen feindlichen Mächte dar, nicht nur die schädlichen Naturkräfte, sondern auch anthropomorphe Dämonen, Rachegeister usw. Die höhere ethische Wertschätzung von Gut und Böse und der Ausgleich in einem künftigen Leben sind nicht vorhanden. In die „Jagdgründe des Großen Geistes“ nach dem Tode gelangen auch Tiere, z. B. die Lieblingsrosse der Helden.

Die Eskimo, die zufolge ihrer Bedürfnislosigkeit, zu der sie die Unwirtlichkeit ihrer Natur erzogen hat, das gutherzigste Volk der ganzen Erde genannt worden sind, haben eine dualistische religiöse Auffassung. Dem gütigen Schöpfer und Erhalter der Welt steht eine ihn bekämpfende mißgünstige, schadenstiftende weibliche Gottheit gegenüber. Eine ethische Auffassung von Gut und Böse ist vorhanden. In einem Leben nach dem Tode, das in ihren Sagen als ein arktisches Paradies beschrieben wird, werden die Guten belohnt, die Bösen und die Verbrecher bestraft.

Was so im Mythos, in der Urdichtung geschah, wiederholt sich in dem aus ihm abgeleiteten Dichtungsstoffe, wiederholt sich in der Heldensage, die den Mythos ablöst. Die Göttergestalten treten in den Hintergrund, im Vordergrund steht der Held, steht der Heros, der Mensch, der aber noch immer göttergleiche Züge aufweist und meist seine Geburt von einer Gottheit herleitet. Der Heros ist ein den Göttern nahegebrachter Mensch, der Uebermensch. Weil er in menschlicher Gestalt eigentlich immer noch einen Gott versinnbildlicht, ist Inhalt seines Lebens und der Dichtung, die ihn besingt, immer noch und immer wieder in Anlehnung und symbolischer Nachbildung des Mythos der Kampf des Guten mit dem Bösen, der sich unter Frevelverübung meist auf beiden kämpfenden Seiten vollzieht. So ist der Frevel, das Verbrechen also auch hauptsächlichlicher Gegenstand der Heldensage.

Die persische Heldensage findet, aus dem uraltpersischen Kampfe eines aus der sichtbaren Natur entlehnten Licht- und Finsternisreiches von Ormuzd und Ahriman entsprungen, ihre Ausgestaltung in einem Kampfe des guten und bösen Fürsten und ihre poetische Bearbeitung etwa 1000 v. Chr. durch Firdusi, den Dichter des „Schahnameh“. So wird Herkules, ursprünglich der allbeherrschende Sonnengott, der griechische Nationalheros, der das Finstere und Böse bekämpft, Götter und Menschen von Not und Unheil befreit und überhaupt für das Wohl der Menschheit tätig ist. Alle seine sagenhaften zwölf sogenannten Herkulesarbeiten weisen ihren ursprünglichen Zusammenhang mit dem Wirken des Sonnengottes auf. So symbolisiert z. B. die Vernichtung der lernäischen Schlange, der Hydra, die wohlthätige Kraft der Sonne, welche die giftigen Sümpfe austrocknet. Bei Herkules handelt es sich um einen Kampf mit einer wirklichen Schlange mit neun Köpfen, einen Kampf, der aber sofort auch symbolisch vergeistigt wird. In allen seinen Arbeiten vernichtet Herkules bzw. bekämpft er die finsternen, zerstörenden Mächte; auch das Heraufholen des Höllenhundes Zerberus aus der Unterwelt hat symbolisch-vergeistigte Bedeutung. Und Herkules selbst ist gleichfalls ein großer Frevler und Weltenwanderer!

In der Sanskritliteratur ist ein von den Hindus Vorderindiens hochverehrtes Heldengedicht „Mahâbhârata“ („Der große Kampf der Bhârata“), dessen Inhalt eine Zusammenfassung der

kosmogonischen und theogonischen Mythologie, der Sagen und der Philosophie der arischen Inder darstellt. Die mythische Handlung bildet der Thronfolgestreit zwischen den Söhnen zweier Brüder, Pându und Dhritarâschtra, beide vom Bhâratastamm. Der erste hat fünf Söhne, die aber nicht er, sondern Gottheiten mit seiner Frau gezeugt hatten; der andere, ältere und blinde Bruder hat hundert Söhne. Die Söhne Pândus, die Pândava, sind gutmütig, gerecht und maßvoll im Zorn, die Söhne Dhritarâschtras, die Kaurava, dagegen anmaßend, neidisch und böswillig. Das gute und böse Prinzip werden ganz deutlich versinnbildlicht. Die Kaurava trachten den Pândava nach dem Leben: nach vielen Schicksalen und Kämpfen behalten die Pândusöhne die Oberhand, deren letzter Sprößling aber dem Thron entsagt, mit seinen Brüdern in die einsamen Täler des Himalaja zieht und in den Himmel und in die Gottheit (Krischna) zurückkehrt, die in ihm und seinen Brüdern menschliche Form angenommen hatte.

Endlich ist Siegfried (Sigurd), der germanische Nationalheld, ein Symbol des Frühlingsgottes Baldur, dessen siegreiches, aber kurzes Leben in der Natur er in seinem Heldentum und Untergang versinnbildlicht. Der Lichtgott führt den Kampf gegen den giftigen Drachen und die heimtückischen Zwerge im dunklen Niflheim, im Nebelreich. Dasselbe vollbringt der Mensch Siegfried, aus göttlichem Geschlecht, als Heros. Auch bei ihm der Kampf gegen das Finstere, Böse und Verbrechen, gegen den Drachen, die heimtückischen Zwerge, dabei selbst sich durch den Besitz des geraubten Nibelungengoldes in Schuld verstrickend. So wird auch das Nibelungenlied, unser deutsches Nationalepos, zur Darstellung von Kampf, Frevel und Verbrechen.

Aus Mythos und Heldensage schöpft das große Drama der Antike seinen Stoff. Mit diesem nimmt es ohne weiteres die Darstellung des Verbrechens auf. Wir sehen, der Faden der literarisch-kriminellen Entwicklung reißt nicht ab; er spinnt sich fort vom Chaos, von der Urschöpfung bis zum heutigen Tag.

Noch ein neuer Gesichtspunkt ist zu beachten. Das antike Drama geht aus den Veranstaltungen des religiösen Kultus hervor. Alle ursprüngliche Religiosität der Völker spricht sich schon im Mythos aus, wie wir sahen. Der Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen Gutem und Bösem ist zugleich ein erstes Religionsbekenntnis. (Sonnenkultus bei allen ersten Völkern.) Gottesglaube ohne Kampf zwischen Gutem und Bösem ist undenkbar. Dieser Kampf, als äußerer und innerer mit dem Ziel der Läuterung, ist sogar Inhalt des Glaubens und der Religion. Nur dieser Kampf gebiert den sittlichen Fortschritt.

Also Darstellung des Kampfes mit dem Verbrechen ist vornehmlich auch aus religiösen Motiven erwachsen und findet sich auch solchergestalt in dem antiken Drama. Die großen griechischen Tragiker werden nicht müde, die Gestalten ihrer Heldensage auf die Szene zu stellen: Aeschylus in seiner Trilogie „Orestie“ das grauenvolle Schicksal der Atriden, den die Tochter Iphigenie opfernden Agamemnon, die darüber erzürnte Gattenmörderin Klytämnestra, den rächenden Muttermörder Orest; Sophokles in seiner Elektra, die ihren Bruder Orest zum Muttermord anstachelnde Schwester, im König Oedipus den Vatermörder und Mutterschänder, dann die gegen die Staatsgesetze frevelnde Antigone; Euripides ebenfalls einen Orest und eine Elektra, vor allem aber Medea, die Mörderin ihrer Brüder, die Giftmischerin und Brandstifterin, die Vergifterin ihrer Nebenbuhlerin, Mörderin ihrer Kinder. An diesen heroisch-kriminellen Stoffen, an dem Urverbrechen der Menschheit erweisen die griechischen Tragiker wieder und immer wieder ihre Meisterschaft. Ihre Helden sind Heroen zugleich und Frevler.

Sehr lehrreich ist ein Blick auf das indische Drama (Nâtaka von Nâta, Tänzer), das gleichfalls aus religiösen Feierlichkeiten und Aufzügen mit Gesang und Tanz hervorgegangen ist. Die Gegenstände sind der Mythologie und der Heldensage, der Geschichte und dem bürgerlichen Leben entnommen. Hauptmotiv ist die Liebe, ein tragischer Ausgang kommt nicht vor. Den Höhepunkt des indischen Dramas bezeichnen die dem Könige Sudraka zugeschriebene „Mrcchakatikâ“ und die zwei Stücke des Kâlidâsa „Sakuntala“ und „Vikramorvasi“. Die „Mrcchakatikâ“ („Das Thronwägelchen“) behandelt auf farbenreichem Hintergrunde die Liebe des Brahmanen Carudatta mit der anmutigen und edlen Hetäre Vasantasena. Das Kriminelle ist ausgiebig vorhanden und wird etwa wie in den leichteren Stücken Shakespeares mit oft derbem Humor behandelt. Mit prächtiger Psychologie ist der Spitzbube Sarvilaka gezeichnet, ebenso der mordlustige Samsthanaka, der falsche Anschuldiger, der Vasantasena besitzen möchte, endlich die europäisch anmutende Gerichtsverhandlung mit humoristischen Ansätzen einer Kriminalpsychologie. Nicht mit Unrecht wird im „Vorspiel“ angekündigt, daß im Stück „die Erbärmlichkeit der Rechtspflege und das natürliche Wesen

eines Bösewichts“ dichterisch dargestellt werden sollen. Der Ausgang ist befriedigend, das Böse unterliegt, das Gute siegt. Kālidāsa's berühmte „Sakuntala“ ist die Pflögetochter eines frommen Einsiedlers, der sich der König Duschmanta ohne Zeremonie vermählt. Als sie aber danach an seinen Hof kommt, erkennt er sie nicht wieder. Nachdem der König von ihr gegangen war, hatte sie, in Gedanken versunken, unterlassen, einem leicht aufbrausenden Einsiedler die schuldige Ehrerbietung zu erweisen. Der Erzürnte spricht über sie den Fluch aus, daß ihr Liebhaber sie vergessen und erst durch ein Erkennungszeichen sich ihrer wieder erinnern solle. Das verzweifelnde junge Weib wird von Nymphen an Indras Hof entführt, bis die Auffindung des verlorenen Erkennungsringes, den der König ihr beim Abschied gegeben hatte, die Vereinigung der Gatten herbeiführt. Also auch in dieser Dichtung das Kriminelle leicht gestreift, der verhängnisvolle Fluch ist in fein psychologischer Weise die Folge des dem Einsiedler, einem „großen Weisen“, gezeigten beleidigenden Verhaltens. Auch hier – im „Zwischenspiel“ – eine humorvolle Kriminalistik, fast im Stile Shakespeares, in der Szene, da der Polizeimeister mit seinen Häschern als vermeintlichen Dieb den Fischer verhört, der im Magen eines gefangenen Karpfens den kostbaren Erinnerungsring gefunden hat, den der König an Sakuntala gab. Zur Darstellung des großen Verbrechers und Verbrechens im Sinne der antiken und germanischen Tragödie gelangt das indische Drama nicht. Die anstachelnde Aktivität des Bösen (im „Faust“ der „Geselle, der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen“), die zum Fördern des Guten wird, ist nicht vorhanden. Die indische Dramatik fordert nicht die Charaktere nach den antiken oder germanischen Kunstgesetzen. Der Inder bewertet im Drama auch nicht die Handlung, sondern mehr die in schöner bilderreicher Sprache verfaßten Schilderungen. Alles dies wird aus der ganzen, auch klimatisch bedingten brahmanisch-buddhistischen Lebensauffassung verständlich.

Auch das neue Drama kann seine religiöse[n] Wurzeln nicht verleugnen. Die antike Tragödie wurde durch das große christliche Passions- und Erlösungsdrama ersetzt, das durch die sogenannten Mysterien und Passionsspiele dargestellt wurde. Durch die Einführung allegorischer Figuren, Personifikationen der verschiedenen einander bekämpfenden Tugenden und Laster entstanden die sogenannten Moralitäten, moralische Schauspiele, die zunächst in den Händen von Bruderschaften waren und bald zu stehenden Bühnen führten. Man sieht, auch hier ist der Kampf zwischen Gutem und Bösem, zwischen Tugend und Verbrechen sofort – eben aus religiöser Wurzel – gegeben.

Und eigenartig ist nun die Stellung des Christentums zum Verbrechen und Verbrecher. Das Christentum des Neuen Testaments ist nicht um Strafe bemüht, sondern um Reue, Buße und Bekehrung. „Es wird mehr Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.“ „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie“; Christusworte angesichts der Ehebrecherin. „Noch heute wirst du mit mir im Paradiese sein!“ Worte am Kreuz an den mitgekreuzigten Mörder. Christus lehnt es ausdrücklich ab, über den Verbrecher ein Strafurteil zu fällen. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“ In gewisser Beziehung stammt der religiöse Gegensatz zu dem staatlichen System von Verbrechen und Strafe schon aus dem Alten Testament. „Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr.“ Die Strafgewalt wird allein für Gott, nicht für Menschen, in Anspruch genommen. Dieser religiösen Stellungnahme und Auffassung werden wir uns später bei der Analyse des Dramas noch einmal zu erinnern haben.

Noch aber müssen wir nachholen, einer anderen menschlichen Geistestätigkeit Erwähnung zu tun, die schon lange in die älteste epische Dichtung der Völker und auch in das antike Drama eingemündet ist. Ich meine die Philosophie. Ihre Ursprünge liegen, wie wir sehen, im Mythos, der zugleich alles Vorstellungsleben eines Volkes und seine höchste und tiefste Weisheit erschließt. Auch in der alten Heldensage offenbart sich noch der philosophische Geist der Völker. Man denke an die Sprüche der Weisheit bei Homer und in den germanischen Eddaliedern. Eine eigentliche philosophische Wissenschaft entwickelt sich erst später.

Alle Philosophie ordnet sich um drei Hauptzentren: die Frage nach Ursprung und Wesen der Welt, nach dem Dasein Gottes und endlich die dritte Frage: wie das Böse in der Welt mit dem Willen Gottes und einer sittlichen Weltordnung zu vereinbaren ist – die unermüdlichste Frage der Philosophen. Die griechische Philosophie hatte einen idealen Glauben an die Herrschaft des Guten. Sokrates sagt bei Plato (Phädon 39), daß es der sehr Guten und der sehr Schlechten immer nur wenige gebe, der Mittelmäßigen am meisten, und das bei einem Wettstreit der Schlechtigkeit sich nur sehr wenige als die ersten zeigen würden. Die Tugend der Seele besteht in der

Besonnenheit des Menschen. Die besonnene Seele ist die gute, die böse Seele ist die besinnungslose und ungebundene (Gorgias 62). Wer durch die Tugend glücklich sein will, muß die Besonnenheit suchen und üben, die Zügellosigkeit aber fliehen. Die Tugend ist eine Weisheit und deshalb lehrbar. Es kommt darauf an, Gutes und Böses zu erkennen und zu unterscheiden. Es gibt nichts Stärkeres als Erkenntnis, sie herrscht auch über Lust und Unlust. Wer bei der Wahl zwischen Gutem und Bösem fehlt, der fehlt aus Mangel an Erkenntnis, ja aus größtem Unverstand (Protagoras 37). Stets ein Wackerer zu sein, zu bleiben, ist nicht möglich; solches liegt außerhalb der menschlichen Natur. „Denn bald edel und bald auch schlecht ist der beste der Menschen“ (Protagoras 26). Der Mensch muß ein Schurke werden, wenn des Geschickes Macht ihn niederwirft. „Ich suche auf dem Erdenrunde nicht den ganz tadellosen Mann; es genügt mir, wenn sich einer in der Mitte hält und nichts Schlechtes tut. Aber ich glaube nicht, es gäbe auch solche, die willig Böses tun. Ich wenigstens glaube dieses, daß kein weiser Mann der Meinung ist, irgendein Mensch fehle willig oder vollbringe irgend etwas Böses und Schlechtes willig, sondern sie wissen wohl, daß alle, die Böses und Schlechtes tun, es unfreiwillig tun ... Es liegt gar nicht in des Menschen Natur, dem nachgehen zu wollen, was er für böse hält, anstatt des Guten“ (Protagoras 31,38).

Schließlich wird die Philosophie, die Ethik, die Wissenschaft vom Guten und Bösen als Schönheitslehre aufgefaßt. Plato läßt es im Gorgias (18,30) seinen Lehrer direkt aussprechen: „Das Böse nenne ich unschön. Das Schöne ist das Gute, weil beide Lust erwecken, das Schlechte ist das Unschöne, weil beide Unlust erwecken.“ Da dem Griechen das Laster und das Schlechte als das Unschöne gelten und das Häßliche in seiner Schönheitswelt keinen Platz hatte, deshalb ging er in seiner Philosophie und Poesie an diesem häßlichen Bösen vorüber und schöpfte auch – im Gegensatz zu Shakespeare und den Neueren – seine ganze furchtbare Tiefe nicht aus. Daher bildete er in seiner Mythologie auch keine selbständige böse Gottheit; ein anderer Grund war freilich der monotheistische Zug, der seinen Polytheismus durchweht. Thersites ist der schlechteste und zugleich der häßlichste Grieche vor Troja. Selbst die Erinyen gestaltete der griechische Schönheitssinn aus uralten vampyrartigen unterirdischen Jungfrauen später zu jungen wilden Jägerinnen. Als Goethe in der klassischen Walpurgisnacht (Faust II) seinen Mephisto in Hellas auftreten läßt, kann er ihm als entsprechende Maske nur die der Häßlichkeit – der einäugigen Phorkyade – geben, da die griechische Mythologie keinen Teufel kennt.

Spinoza hielt das Böse gar nicht für etwas Wirkliches, für nichts Positives, sondern für ein Negatives, eben für die Abwesenheit des Guten. Leibniz sagt, das Böse sei nur von Gott zugelassen, weil ohne Böses keine Freiheit, ohne Freiheit keine Tugend sei. Das Böse sei gar nichts Reales; durch das Böse werde die Harmonie des vollkommenen Universums nicht gestört. Auch Kant erkennt dem Bösen an sich keine Realität zu. Gut und böse sei nur die Handlungsart eines Menschen mit Rücksicht auf dessen Gesinnung. Er glaubt aber an ein „radikal Böses“ in diesem Sinne beim Menschen aus einer unerklärlichen Tat seiner vollbewußten Freiheit. Gutes und Böses seien die Folgen einer menschlichen Willensbestimmung. Dieselbe Meinung vertritt auch Schopenhauer. Und Friedrich Nietzsche stellt sich ebenfalls „jenseits von Gut und Böse“.

Wir erkennen also immer mehr – nicht nur in der Dichtung, sondern auch in anderen, gerade den hervorragendsten, geistigen Schöpfungen, im religiösen Werke, in der Metaphysik, in der Philosophie und in der mit beiden eng verbundenen Ethik, in der Sittenlehre, ist ein Hauptthema: Gut und Böse, Tugend und Verbrechen. Das ist das gewaltige Urthema und gewissermaßen Leitmotiv der ganzen großen Menschheitssymphonien.

In Shakespeares sogenannten Königsdramen wird der Stoff nicht mehr aus der alten Heldensage genommen, sondern aus der kaum um Jahrhunderte zurückliegenden Geschichte – gewissenmaßen der Fortsetzung der Heldensage – des englischen Volkes. Und mitübernommen werden aus der Geschichte die Verbrechen und Verbrecher ihrer Zeit. Shakespeare wird zum Verkünder vom Walten eines bösen Prinzips, das in der Weltgeschichte schöpferische Kraft hat, ohne das sich die Geschichte der Menschheit nicht vollziehen kann (Wilhelm Wundts Gesetz von der Heterogenie der Zwecke). Zum Vertreter dieses bösen Prinzips wird vor allem Richard III. Das unselige Blutvergießen im Kampfe der Roten und der Weißen Rose im Verlaufe von Jahrzehnten, der immer fortgeerbte Verrat, die immer wiederholte Willkür haben schließlich einen solchen Menschen erzeugt, der in dieser feilen, schwächlichen Zeit, die keine wahre Liebe und keine echte Treue mehr zu kennen scheint, in rücksichtsloser Brutalität mit den letzten überlebenden Vertretern jener Unzeit wie ein Rachedämon aufräumt, um nach

getaner Arbeit, nach erfüllter Mission selbst als Opfer zu fallen. Die Darstellung des Verbrechens im Drama wird Mittel der Ausdeutung des letzten Sinnes der Weltgeschichte.

In anderen Dramen – in Macbeth, Hamlet, König Lear – haftet der Stoff noch am Sagenhaften; die Darstellung des Kriminellen gibt die Grundlage für das Wirken der auf solchem Untergrunde schimmernden, aus ihm sich ablösenden großen und größten sittlichen Ideen. Gleichen Zwecken dient die Gestalt des Schurken Jago im „Othello“, des bössartigen Kaliban im „Sturm“, die Handlung in „Maß für Maß“.

An Shakespeare knüpft Friedrich Schiller an. Alle seine dramatischen Helden – vom Brüderpaar Karl und Franz Moor in den Räufern, vom Präsidenten und Sekretär Wurm in Kabale und Liebe, von Fiesco und Muley Hassan, von Don Carlos und Marquis Posa an, über Wallenstein, Don Caesar in der Braut von Messina zu Maria Stuart, der Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell – alle Verbrecher, fast alle politische Verbrechergestalten, in der Hauptsache aus der Geschichte genommen und ihre Wirklichkeit und großen Ideen versinnbildlichend.

Auch Goethe kommt von Shakespeare her. Im Götz von Berlichingen und im Egmont der politische Verbrecher, im Orest der „Iphigenie auf Tauris“ eine neue Lösung des alten antiken kriminellen Problems. Endlich im „Faust“ mit der großen aus dem Religiösen entlehnten Erlösungsidee die Symbolisierung des Urproblems vom Bösen wie vom Anfang an bei Goethe; dem Bösen wird in der sittlichen Entwicklung des Menschen sein wichtiger Anteil zuerkannt. Der Herrgott spricht es aus:

Des Menschen Tätigkeit kann allzuleicht erschlaffen.
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh,
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.

Dazu die erklärenden Schlußworte im II. Teile des Faust:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen,
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

Inhalt der ganzen Fausttragödie in beiden Teilen: Eine Symphonie des gewaltigen Urthemas – Symbolisierung des Urkampfes zwischen Gutem und Bösem, gerade deshalb eine Welt- und Menschheitstragödie und Dichtung!

Bei den Epigonen Friedrich Hebbel – Judith, Genoveva, Gyges und sein Ring, Die Nibelungen, Herodes und Mariamne, Agnes Bernauer –, Otto Ludwig – Der Erbförster, Die Makkabäer –, und auch Franz Grillparzer – Die Ahnfrau, Medea – die Darstellung des Kriminellen im historisch-ethischen Sinne Schillers.

Schon bei Schiller (Kabale und Liebe), Goethe (Clavigo) und Friedrich Hebbel (Maria Magdalena) kommt statt der historischen auch die soziologische Seite der kriminellen Darstellung zur Geltung. Im bürgerlichen Drama erscheint das bürgerliche Verbrechen unserer Beobachtung nähergerückt, als Ausfluß von Veranlagung und Umgebung des Helden. Damit ergießt sich in das neuere Drama ein ganz neuer, dem lebenden Geschlechte fruchtbarer Strom des Kriminellen. Zu nennen sind weiter Henrik Ibsen mit Baumeister Solneß, Nora, Die Gespenster, Stützen der Gesellschaft, Rosmersholm, Peer Gynt – weiter August Strindberg, mit den Kammerspielen, den Einaktern Rausch usw. – Tolstoi mit der „Macht der Finsternis“ – Gerhart Hauptmann mit Vor Sonnenaufgang, Die Weber, Der Biberpelz, Florian Geyer, Die Ratten. Bei Gerhart Hauptmann tritt die soziologische Idee im Kriminellen am deutlichsten zutage; er arbeitet manchmal („Vor Sonnenaufgang“) geradezu wissenschaftlich im Geiste einer Kriminalsoziologie, die das Verbrechen als eine notwendige Erscheinung der menschlichen Gesellschaft und ihrer Zustände zeichnet (Hermann Sudermann: „Stein unter Steinen“).

Bei der jüngsten Dichtergeneration tritt die kriminelle Darstellung in den Dienst noch neuerer Zeitideen: z. B. einer Mystik, die den Zusammenhang mit dem Unbewußten, mit dem Unerforschlichen sucht, oder in den Dienst der Idee vom Kampfe der Generationen, wobei der

Vatermord in Gedanken (v. d. Goltz: „Vater und Sohn“), der versuchte Vatermord, der wirkliche Vatermord die obersten Sprossen der literarischen Leiter sind, oder der aus dem Kriege und der Revolution geborenen Ideen, z. B. Trollers „Hinkemann“.

Wir wiederholen: vom Mythos bis zur Gegenwart ist es immer der jeweilige Menschheits- und Zeitgeist, der – aus irgendwelchem Grunde – die kriminelle Darstellung in den Bereich der Dichtung geradezu zu zwingen scheint. Die kriminelle Darstellung dient dem Dichter zum Spiegelbilde der ihn jeweilig bewegenden Ideen.

Wir müssen noch einen gleichartigen Seitenblick auf die epische, die erzählende Dichtung werfen. Als sich der alte Mythos nach Jahrhunderten in Einzelheiten auflöste, wurde im Volksmärchen – Umbildungen des Mythos – der uralte Kampf zwischen Gutem und Bösem beibehalten. Ich habe in meinem früheren Aufsatz „Kunst und Verbrechen“ (Karl-May-Jahrbuch 1925) von unseren Volksmärchen den Schleier weggezogen und die verhüllten Grausamkeiten und Verbrechen aufgezeigt.

In der Einfachheit und Schlichtheit grenzt das Märchen an die Dichtungsart der Erzählung, die besonders in ihrer Volkstümlichkeit eine eigene Gattung bildet. Wohl und Wehe des bewegten Menschenschicksals gelangen zur Darstellung, dabei mit Vorliebe der Kampf der Tugend mit dem Laster, des Guten mit dem Bösen, zuweilen mit einer mehr oder minder auffälligen Tendenz. Die ältere Literatur ist voll solcher Motive. Ein Musterbeispiel eigenster Art ist Schillers Prosaerzählung „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“ mit einem wahren Schatz kriminalpsychologischer Weisheit. „Bei jedem großen Verbrechen war eine verhältnismäßig große Kraft in Bewegung ... Stünde einmal, wie für die übrigen Reiche der Natur ein Linnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen klassifizierte, wie sehr würde man erstaunen, wenn man so manchen, dessen Laster in der engen bürgerlichen Sphäre und in der schmalen Umzäunung der Gesetze jetzt ersticken muß, mit dem Ungeheuer Borgia in einer Ordnung beisammenfände.“ „Die Richter sahen in das Buch der Gesetze, aber nicht einer in die Gemütsverfassung des Beklagten.“ – Ansätze zu kleinen Erzählungen kriminellen Inhalts finden sich auch bei Goethe in Werthers Leiden und Wilhelm Meisters Lehrjahren.

Schiller führt den kriminellen Stoff sogar in die Ballade ein: Die Kindesmörderin, die Kraniche des Ibykus, Der Gang nach dem Eisenhammer. Ihn ahmt später Chamisso in seinem Gedicht „Die Sonne bringt es an den Tag“ nach, Eichendorff in dem Gedicht „Die Räuberbrüder“, Wilh. Müller im „Glockengruß zu Breslau“ usw.

Die Volkserzählung mit kriminellem Inhalt, mehr oder minder nebensächlich, nimmt bei allen Völkern einen breiten Umfang ein und schließt bei uns z. B. auch Rosegger teilweise in sich. Hier ist auch Karl May als volkstümlicher Erzähler in seinen weniger bekannten „Erzgebirgischen Dorfgeschichten“⁴ zu erwähnen, in denen – wie übrigens auch in seinen sonstigen Schriften – vornehmliches Hauptthema ist der endgültige Sieg des Guten über das Böse mit unerbittlicher Gerechtigkeit. In Verbindung mit unseren Ausführungen über die Mythologie und Dichtung, insbesondere der Iranier und Inder, darf es gewiß als kein Zufall gelten, daß Karl May seine große Erzählung „Ardistan und Dschinnistan“, die den Kampf zwischen Gutem und Bösem symbolisiert und den Sieg des Edelmenschen verherrlicht, in die asiatischen Hochgebirge verlegt, also dahin, wo in der indogermanischen Urheimat der Völker der große Urdualismus geboren wurde.

Weite Ausdehnung findet das Kriminelle im großen Roman: bei den Engländern in Dickens „Oliver Twist“, in Bulwers „Eugen Aram“ und vielen anderen bis zu Oskar Wildes „Bildnis des Dorian Grey“ und den neuesten; bei den Russen in Tolstois Romanen, in Dostojewskis „Raskolnikow oder Schuld und Sühne“ und den „Memoiren aus einem Totenhaus“; bei den Franzosen sind vor allem Emil Zola und Alphons Daudet zu nennen. Um diese Großen gruppieren sich viele mittlere und kleine Erzähler.

Daneben bildet sich ein besonderer Schelmen- und Spitzbubenroman, meist komischer Art, heraus in Spanien (Mendoza: „Großer Schelm“, Guevara „Hinkender Teufel“), nachgebildet in Frankreich und England, in Deutschland, wo schon Neidhart Fuchs und Pfaff von Kahlenberg Vorläufer waren, in Grimmshausens „Simplizissimus“. Die Weiterentwicklung führt zum Sensations- und Kriminalroman in England mit Wilkie Collins, Braddon; in Amerika mit Poe; in Deutschland über Vulpius (Rinaldo Rinaldini) und Temme u. a. bis zu den jüngsten Detektivgeschichten.

⁴ Gesammelte Werke Bd. 43 „Aus dunklem Tann“ und Bd. 44 „Der Waldschwarze“.

Auch der neueste große deutsche Roman sucht immer noch den kriminellen Gegenstand, z. B. Gerhart Hauptmanns „Phantom“ in Form der Erzählung eines ehemaligen Zuchthäuslers. Klara Viebig schildert in „Absolvo te“ die Psychologie der Giftmischerin. Beliebt ist neuerdings in allen Variationen das Thema der Hochstapler und Schelme. Mein eigener vor zehn Jahren zuerst erschienener Roman „Der Mann mit den sieben Masken“ wäre hier zu nennen (daneben mein Roman: „Die Kraft des Michael Argobast“); ferner Thomas Manns „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“.

Der epische Charakter der Erzählung und des Romans bringt es mit sich, daß außer an der hauptsächlichlichen Seelenschilderung auch an der Darstellung des verbrecherischen Geschehens selbst, an der Vorbereitung, Entwicklung, Ausführung, Vollendung, erhöhtes Interesse gewonnen wird. Die spannenden, vorwärts treibenden und verzögernden Momente des Romans werden hierbei ausgenutzt. – –

Weiter ist vor allem die vom Drama ausgehende, später auch in der erzählenden Dichtung ausgeführte Charakterentwicklung des Helden, also das psychologische, das charakterologische Moment, der Einführung des Kriminellen in der Dichtung günstig. Bei dem Tragiker Aeschylus sind die Charaktere noch wenig individuell, schon deutlicher bei Sophokles, scharf, ergiebig und realistisch bei Euripides. Seine „Medea“ (vor 2400 Jahren!) stellt in völliger Vollendung bereits den Typus der Giftmischerin dar, wie ihn erst ganz neuerdings die kriminalpsychologische Wissenschaft herausgearbeitet hat.

Den Höhepunkt in der Charakterentwicklung erreicht das Drama bei Shakespeare. In seinem Richard III. zeichnet er Merkmale und Gesamterscheinung, Veranlagung und Entwicklung des entarteten Verbrechers so vollkommen und plastisch, daß das anschauliche Bild des geborenen Verbrechers vor uns steht, den wissenschaftlich erst Lombroso – dabei in Fehler verfallend, die der Dichter vermeidet – herausgefunden hat. In der giftmischenden Königin im „Cymbeline“ scheint Shakespeare mit prophetischem Blick die berüchtigten Gestalten einer Marquise von Brinvilliers, die erst ein halbes Jahrhundert nach Shakespeare lebte, einer Zwanziger, Gottfried und Ursinus vorausgesehen zu haben. Der Dichter ist mit einem hell sinnigen Blick auch für Verbrechen und Verbrecher begabt.

In Macbeth und der Lady wird das eheliche geschlossene Verbrecherpaar und der gutgeartete, zwar mit Gewissen, aber auch mit latenten kriminellen Instinkten behaftete, von seinem Weibe getriebene ehrgeizige Verbrecher auf die Szene gestellt, der vor und gleich nach der Tat visionär erzittert und doch schließlich sich zum blutigsten Tyrannen entwickelt.

Im Othello tritt Jago als der anscheinend voraussetzungslose große Bösewicht vor uns hin, dessen Sadismus erst unsere wissenschaftlich aufgeklärte Zeit entdecken konnte.

Die Vertiefung des menschlichen Seelenlebens und seine wundersame, oft wunderliche Verknüpfung scheinbar auseinanderlaufender Seelenkräfte zeigt das Drama vor allem am verbrecherischen Charakter, der die normalen menschlichen Züge und Strebungen gewissenmaßen wie unter dem Vergrößerungsglas aufweist. Also gerade der kriminelle Charakter ist ein unerschöpfliches menschlich-dichterisches Studium. Shakespeare wagt sich sogar an das Pathologische zur Erklärung der Charaktere. Richard III, Macbeth, die nachtwandelnde Lady, der epileptische Othello, Hamlet – alle sind sie Psychopathen, die Charaktere und Handlungen werden außerordentlich aufgehellt. König Lear zeigt den beginnenden Greisenwahnsinn.

Ganz neue psychologische Momente bietet Schiller, dessen Charaktere andererseits zurücktreten. Im Wallenstein geben drei Verszeilen in einzigartiger Weise die psychologische Entwicklung vom Verbrechen zur historischen Großtat: Von Wallensteins Hochverrat am Kaiser heißt es:

Entworfen bloß ist's ein gemeiner Frevel,
Vollführt ist's ein unsterblich Unternehmen,
Und wenn es glückt, so ist es auch verziehn.

Welcher Ausblick wird hiermit eröffnet!

In Maria Stuart zeigt der Dichter das Märtyrertum und die Entsühnung des großen Verbrechers; dazu das wunderbare Moment der Stellvertretung in der Sühne. Maria Stuart leugnet den Hochverrat an Elisabeth, wegen dessen sie zum Tode verurteilt wird: aber sie bekennt:

Gott würdigt mich durch diesen unverdienten Tod
Die frühe schwere Blutschuld abzubüßen.

Sie meint die Ermordung ihres ersten Gatten.

Dann die Psychologie der Entsühnung:

Wohltätig, heilend nahet mit der Tod,
Der ernste Freund! – Mit seinen schwarzen Flügeln
Bedeckt er meine Schmach – der Menschen adelt,
Den tiefstgesunkenen, das letzte Schicksal.

Ein wunderbares, wahres Wort! –

In der Jungfrau von Orleans Enthüllung eines Seelenlebens, das die Zeitgenossen der Heldin für verbrecherisch hielten. Abermals das psychologische Moment der Stellvertretung in der Sühne: unschuldig der Zauberei, schuldig der untersagten Mannesliebe. Ehe der Jurist in Deutschland das letzte Hexenurteil unterschrieb, verklärte der Dichter-Kriminalist die Hexe von Orleans und gab ihr auch die Himmelfahrt einer Heiligen: „Der schwarze Panzer wird zum Flügelkleide –“.

Das überraschende Kriminelle in Goethes Dichtungen, weiter bei Ibsen (Peer Gynt) und bei Strindberg habe ich in meinem früheren Aufsatz „Kunst und Verbrechen“ (Karl-May-Jahrbuch 1925) eingehend dargelegt. –

Was geschieht vor unseren Augen im Bereiche der Dichtung? Das ganze Reich des Psychologischen wird an der Hand des Kriminellen von den Dichtern geradezu aufgewühlt. Der Dichter, der wirkliche, wird zufolge seines genialen Sehertums zum Erforscher, Verkünder, Propheten wie der Höhen so der Abgründe der Menschenseele, und damit des Kriminalpsychologischen. Im „Raskolnikow“ z. B. gibt Dostojewski ein erschütterndes, in die feinsten seelischen Einzelheiten verzweigtes Bild des von seinem Gewissen gepackten Mörders, das der Wirklichkeit wundersam entspricht. Sein Gewissen treibt ihn in die Mordwohnung zurück, wo er die Pfandhändlerin und ihre Schwester erschlug. Er macht sich durch dunkle Andeutungen und Fragen bei den Hausleuten verdächtig, so daß er beinahe verhaftet wird; er will sogar die Mordwohnung – offenbar als Sühnestätte seiner Seele – ermieten.

Wir erkennen, dieses Thema ist unerschöpflich; es läßt sich nur andeuten. Die Dichtung hält mit der Entwicklung der Psychologie Schritt, eilt ihr vielfach voraus. So unergründet, so abgrundtief das menschliche Seelenleben ist, so unabsehbar und ohne Ende die Fülle krimineller Probleme, die der dichterischen Behandlung harren.

Welche reichen Beiträge hat z. B. Friedrich Nietzsche, Philosoph und Dichter zugleich, zur Psychologie des Hochstaplers geliefert, ehe von einer solchen in der Kriminalpsychologie überhaupt die Rede war. (Diese Ausführungen mögen als Ergänzung zu meinem Aufsatz: „Im Reich der Schelme“, Karl-May-Jahrbuch 1926, gelten.) So sagt er: „Besteht zwischen Lüge und Ueberzeugung überhaupt ein Gegensatz? Alle Welt glaubt es, aber was glaubt nicht alle Welt! Jede Ueberzeugung hat ihre Geschichte, ihre Entwicklung; sie wird Ueberzeugung, vorher war sie es nicht.“ Weiter an anderer Stelle („Menschliches, Allzumenschliches“ 52): „Bei allen großen Betrügern ist ein Vorgang bemerkenswert, dem sie ihre Macht verdanken. Im eigentlichen Akt des Betrugs, unter all den Vorbereitungen, dem Schauerlichen in Stimme, Ausdruck, Gebärden, inmitten der wirkungsvollen Szenerie überkommt sie der Glaube an sich selbst, dieser ist es, der dann so wunderlich und bezwingend zu den Umgebenden spricht.“ Wie fein erforscht Nietzsche das biologische Wesen der Verstellung: „Am meisten ist die Güte durch die lange Verstellung, welche Güte zu scheinen suchte, entwickelt worden... Die Lüge ist, wenn nicht die Mutter, so doch die Amme der Güte... Die Ehrlichkeit ist ebenfalls am meisten durch die Anforderung eines Anscheins der Ehrlichkeit und Biederkeit großgezogen worden... Aus der dauernden Uebung einer Verstellung entsteht zuletzt Natur.“ Welche Fundgrube der Kriminalpsychologie! Alle primitiven Menschen müssen Verstellung üben auf dem Wege zur Kultur, zur Güte. In den gesellschaftlichen Umgangsformen (konventionellen Lügen) der Hochkultivierten lebt die Verstellung fort. Betrüger und Hochstapler sind auf der primitiven Stufe stehen geblieben, ihre soziale Lage hindert sie zur reinen Güte zu gelangen. Wie fein erklärt Nietzsche die Maskerade, die Maskenfreudigkeit des Menschen: „Alles, was tief ist, liebt die Maske.“ Was an der Oberfläche liegt, ist seicht. Das Problem des Schauspielers: „Die Falschheit mit gutem Gewissen, die Lust

an der Verstellung als Macht herausbrechend, den sogenannten Charakter beiseite schiebend, überflutend, mitunter auslöschend; das innere Verlangen in eine Rolle und Maske, in einen Schein hinein; ein Ueberschuß von Anpassungsfähigkeiten aller Art... Ein solcher Instinkt wird sich am leichtesten bei Familien des niederen Volkes ausgebildet haben, die unter dem wechselnden Druck und Zwang, in tiefer Abhängigkeit ihr Leben durchsetzen, sich verstellen lernen mußten.“ Ich füge auch hier eine kriminalpsychologische Anmerkung hinzu: Wie die größten Schauspieler aller Zeiten kamen auch die größten Hochstapler aller Zeiten aus den unteren, ja untersten Volksschichten. Welche soziale, ethische, künstlerische Aufhellung! Zum Thema Kunst und Verbrechen sagt Nietzsche: „Der Dichter sieht in dem Lügner seinen Milchbruder, dem er die Milch weggetrunken hat.“ Aehnlich Friedrich Hebbel: „Große Lügner haben mir immer imponiert.“

Auch Thomas Mann gibt in seinen schon erwähnten „Bekanntnissen des Hochstaplers Felix Krull“ psychologische Tiefenblicke. Zur selbstbetrügerischen Fälschung der Wirklichkeit bringt nicht jeder die seelische Spannkraft auf. „Dergleichen tut nicht jeder. Man träumt wohl davon, aber man tut es nicht. Wenn jetzt etwas Erschütterndes mit mir geschähe, denkt wohl der Mensch. Wenn du ohnmächtig niederstürzest, wenn Blut aus deinem Munde bräche, Krämpfe dich packten – wie würde dann auf einmal die Härte und Gleichgültigkeit der Welt sich in Aufmerksamkeit, Schrecken und späte Reue verkehren! Aber der Körper ist zäh, stumpfsinnig dauerhaft, er hält aus, wenn die Seele sich längst nach Mitleid und milder Pflege sehnt. Er gibt die alarmierenden und handgreiflichen Erscheinungen nicht her, die jedem die Möglichkeit eignen Jammers vor Augen rücken und der Welt mit fürchterlicher Stimme ins Gewissen reden. Und doch hatte ich sie hergestellt, diese Erscheinungen, und sie zu so voller Wirkung geführt, als sie nur immer hätten ausüben können, wenn sie ohne mein Zutun hervorgetreten wären. Ich hatte die Natur verbessert, einen Traum verwirklicht – und wer je aus dem Nichts, aus der bloßen inneren Kenntnis und Anschauung der Dinge, kurz: aus der Phantasie, unter kühner Einsetzung seiner Person eine zwingende, wirksame Wirklichkeit zu schaffen vermochte, der kennt die wundersame und träumerische Zufriedenheit, mit der ich damals von meiner Schöpfung ausruhte.“

In seiner „Geschichte der Renate Fuchs“ sagt Jakob Wassermann: „Und kann es nicht Seelen geben, welche durch den Schmutz gehen wie im Traum?“ Auch hier liegt ein großes kriminalpsychologisches Problem angedeutet, das vielleicht bei einer Analyse von Karl Mays Jugend Bedeutung finden könnte. Hat daran schon ein zünftiger Kriminalpsychologe gerührt? In meiner „Kriminalpsychologie“ findet man Andeutungen. Wassermanns Satz wissenschaftlich zu analysieren und zu beweisen und danach auch in der kriminalistischen Praxis zur Geltung, zur Anerkennung zu bringen – eine Aufgabe, die der Zukunft gehört.

Ein Wunderbares offenbarte sich. Der geniale Seherblick befähigt die ganz großen Dichter zu Pfadfindern auch im Bereiche des Kriminellen. Nicht die wissenschaftlichen Kriminalpsychologen, sondern Dichter – Euripides, Shakespeare, Schiller, Goethe, Hebbel vor allem – weisen hier die großen Leistungen auf. Es ist nichts, was die zünftigen Kriminalpsychologen später aufgestellt und bewiesen haben, was nicht schon in großen Dichterwerken vorgeahnt und vorgefühl gewesen wäre. Selbst der größte deutsche Kriminalpsychologe, Anselm v. Feuerbach, ist bei seinem Zeitgenossen, dem Dichter Friedrich Schiller, in die Schule gegangen. Sogar am Stil ist das zu erkennen, an der Sprache. Und von den seltsamen kriminellen und sexuellen Verirrungen, von denen Rousseau (Diebstähle) in seinen Bekenntnissen und Hebbel (Mordlust) in seinen Tagebüchern und Dramen beichtet, hat die Kriminalpsychologie der damaligen Zeitgenossen nichts gewußt.

Und umgekehrt eine andere Seltsamkeit: Große Kriminalpsychologen haben ganz nahe an die Dichter gebaut. Anselm v. Feuerbach beschäftigte sich mit metrischen Arbeiten, sein wissenschaftlicher Stil wird auf den Höhepunkten dichterisch blühend. Lombroso kam vom Dichten zur Kriminalpsychologie. Josef Kohler analysierte Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ und „Hamlet“, er war der Verfasser verschiedener Dichtungen. Enrico Ferri, der lebende Altmeister der italienischen Kriminalistik, ist Künstlernatur.

Diese ganz große Perspektive hat endlich auch Zusammenhang mit den ästhetischen Gesetzen der Dichtung, insbesondere des Dramas. Hier erhalten wir abermals neue Aufschlüsse. Nach Aristoteles, der in seiner Poetik seine Kunstgesetze aus den damals vorhandenen Tragödien der großen griechischen Dichter ableitete, darf in der Tragödie weder eine tugendhafte Person in einer

Schicksalswendung vom Glück zum Unglück erscheinen – weil dies weder Furcht (Erschütterung) noch Mitleid (Rührung), sondern Verdruß erregen würde – noch dürfen andererseits schlechte Menschen aus Unglück zu Glück gelangen – weil hierdurch am allerwenigsten Furcht und Mitleid hervorgerufen würden. Aber auch der ganz Schlechte soll nicht aus Glück zu Unglück, weil wir Mitleid nur dem unverdient Leidenden, also nicht dem ganz Schlechten zollen und unsere Furcht nur dem gilt, der – also nicht der ganz Schlechte – uns ähnlich ist. „Folglich bleibt nur eine Person, die in der Mitte zwischen beiden steht, übrig, d. h. eine solche, die sich weder durch Tugend und Gerechtigkeit auszeichnet, noch durch Schlechtigkeit und sittliche Verworfenheit, sondern durch irgendein Vergehen, eine Schuld. Und zwar soll die Person sich in großem Ansehen und in einer glücklichen Lebensstellung befinden, wie Oedipus und Thyest und die berühmten Helden aus solchen Geschlechtern.“ Die Schicksalswendung aus Glück zu Unglück dürfe sich nicht infolge allgemeiner sittlicher Verworfenheit, sondern infolge eines schweren Vergehens (einer schweren Schuld) einer Person von der angegebenen mittleren moralischen Beschaffenheit oder eher noch einer besseren als einer schlechteren vollziehen. Für den besseren Vorwurf erklärt Aristoteles die Handlung, bei welcher der Held die „schwere Tat“ nicht wissentlich, sondern unwissentlich verübt und erst, wie Oedipus bei Sophokles, danach die Erkenntnis davon erlangt. „Denn so fällt das Verletzende weg und die Erkenntnis wirkt niederschmetternd.“ Dies hängt mit der religiösen Auffassung der Griechen zusammen, danach das Schicksal und die Götter dem Menschen seine Taten bestimmen, er also unfrei – ähnlich also wie ein Nichtwissender handelt. Tragisch ist dem Aristoteles diejenige Schuld, der eine ohne Wissen (Oedipus) oder unter dem Drucke besonderer Verhältnisse (Orest), endlich aus übergroßer Leidenschaftlichkeit (Antigone) begangene schwere Tat entspringt.

Also schon vor mehreren tausend Jahren stellte der größte Literaturkritiker aller Zeiten gewisse kriminelle Typen aus ästhetischen, künstlerischen Gründen als Helden der Tragödie, der höchsten Dichtungsgattung, auf. Der ganz Tugendhafte, der ganz Edelmütige, der ganz Gerechte ist ihm kein Held des Trauerspiels. Hier kennzeichnet sich offenbar der ganze griechische Volkscharakter. Dem Griechen war eine gewisse hohe Reizbarkeit eigentümlich, durch die bei äußerer Anregung die entsprechende Kraft erwachte und sich betätigte. Die Kraft aber war begleitet von dem regsten Selbstgefühl und seinem unverhohlenen Ausdruck. Bescheidenheit und Demut waren nicht hellenische Tugenden; die Ehre galt aus Recht und Vorrecht entsprossen. Verschwistert mit der Reizbarkeit zum Handeln war die hohe Empfänglichkeit für Lust und Schmerz. Der Hellene weinte leicht. Zu der unerschöpflichen ästhetischen Produktionskraft regte fortgesetzt ein hohes Maß von Sinnlichkeit und Genußfähigkeit an, das keine Schönheit und keinen Lebensgenuß unangetastet ließ, so daß natürliche und unnatürliche Geschlechtsbegierde schwelgten. Wie im Sexuellen, so grenzte in der gesamten hellenischen Sinnesart das Schlimme nahe an das Edle und Gute. Gewinnsucht, Neid, Feindschaft und Grausamkeit waren nationale Gebrechen. Aber wie das Gute nicht sicher und fest im Herzen der Griechen wohnte, so entfaltete sich auch nicht das Böse zu seiner Vollendung (Wachsmut, „Hellenische Altertumskunde“). Aus diesem Volkscharakter erklären sich die hellenischen Kunstgesetze.

Die aristotelischen Gesetze hat in Deutschland bekanntlich Lessing in seiner Hamburgischen Dramaturgie zur Anerkennung gebracht und insbesondere gegen die französischen Dramatiker verteidigt. In Anwendung auf Shakespeares große Verbrechergestalten bewegen sich Macbeth, die Lady, Othello auf der geforderten Linie mittlerer Beschaffenheit, ebenso Coriolan, Brutus, Cassius u. a. Zweifel könnten bei Richard III. entstehen. Wenn man jedoch alle seine Abscheulichkeiten aus einer großen, durch die äußeren Hindernisse der persönlich-körperlichen Mängel gestauten Leidenschaftlichkeit, auf das einzige Ziel, die Königskrone zu erringen, mit unglaublicher Kraft gerichtet, ableitet, dann ist Richard III. bereits hierdurch ein tragischer Held in weiterer Auslegung der Lehre des Aristoteles. Aber Lessing macht noch einige Bemerkungen. „Richard ist ein abscheulicher Bösewicht; aber auch die Beschäftigung unsres Abscheus ist nicht ganz ohne Vergnügen; besonders in der Nachahmung. Auch das Ungeheure in den Verbrechen partizipiert von den Empfindungen, welche Größe und Kühnheit in uns erwecken. Alles, was Richard tut, ist Greuel; aber all diese Greuel geschehen in Absicht auf etwas; Richard hat einen Plan; und überall, wo wir einen Plan wahrnehmen, wird unsre Neugierde rege; wir warten gern mit ab, ob er ausgeführt wird werden und wie er es wird werden; wir lieben das Zweckmäßige so sehr, daß es uns, auch unabhängig von der Moralität des Zwecks, Vergnügen gewährt. Wir wollten, daß

Richard seinen Zweck erreichte; und wir wollten, daß er ihn auch nicht erreichte.“ (Diese Bemerkung macht übrigens Lessing nicht in bezug auf Shakespeares Richard III., sondern auf ein gleichnamiges Stück eines „Herrn Weiß“, dem er vorwirft, daß er zu wenig bei Shakespeare in die Schule gegangen sei.) Lessing zeigt also hier für die Behandlung krimineller Gegenstände in der Dichtung eine neue, sowohl psychologische als ästhetische Grundlage auf.

Einen „ganz Lasterhaften“ hält aber Lessing mit Aristoteles für ungeeignet zum tragischen Helden, weil er nicht Mitleid zu erregen vermöge. Uebrigens erregt Shakespeares Richard III. in seinem heldenhaften Untergang, verbunden mit seiner vernachlässigten äußeren Natur, tatsächlich noch unser Mitleid. Lessing selbst hat in seinen Dramen den großen Verbrecher nicht auf die Szene gestellt.

Reizvoll ist, wie der französische Dramatiker Corneille, der im Prusias, im Phokas, in der Kleopatra die „abscheulichsten Ungeheuer“ (Lessing) auf die Bühne stellt, sich mit Aristoteles abfindet. „Kleopatra in der ‚Rodogune‘ ist äußerst böse; da ist kein Meuchelmord, vor dem sie sich scheute, wenn er sie nur auf dem Throne zu erhalten vermag, den sie allem in der Welt vorzieht; so heftig ist ihre Herrschsucht. Aber alle ihre Verbrechen sind mit einer gewissen Größe der Seele verbunden, die so etwas Erhabenes hat, daß man, indem man ihre Handlungen verdammt, doch die Quelle, woraus sie entspringen, bewundern muß.“ Corneille huscht hier gewissermaßen an Aristoteles vorbei. Man sieht, wie die Dichter darum geradezu kämpfen, kriminelle Gegenstände in den Bereich ihrer Dichtung, vor allem der Tragödie, zu ziehen.

In reichem Maße ergeht sich auch Friedrich Schiller in seinen ästhetischen Schriften. In dem Aufsatz „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“ (1784) heißt es ganz allgemein: „Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt... Die Schaubühne übernimmt Schwert und Wage und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl... Kühne Verbrecher, die längst schon im Staub vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunst jetzt vorgeladen und wiederholen zum schauervollen Unterricht der Nachwelt ein schändliches Leben.“ Also die historisch-ethische Idee, wie bei Schiller überhaupt, hervorgehoben.

In dem Aufsatz „Ueber das Pathetische“ (1793) betont Schiller, daß die ästhetische Kraft, mit der uns eine Darstellung ergreife, in jeder starken Aeußerung von Freiheit und Willenskraft erscheinen könne, und wo nur irgend der Dichter diese antreffe, habe er einen zweckmäßigen Gegenstand gefunden. „Für sein – des Dichters – Interesse ist es eins, aus welcher Klasse von Charakteren, der schlimmen oder guten, er seinen Helden nehmen will, da das nämliche Maß von Kraft, das zum Guten nötig ist, sehr oft zur Konsequenz im Bösen erfordert werden kann... Ein Lasterhafter – wir hören eine Anknüpfung an Lessing – fängt an, uns zu interessieren, sobald er Glück und Leben wagen muß, um seinen schlimmen Willen durchzusetzen... Das ästhetische Urteil enthält hierin mehr Wahres als man gewöhnlich glaubt. Woher sonst kann es kommen, daß wir den halbguten Charakter mit Widerwillen von uns stoßen und dem ganz schlimmen oft mit schauernder Bewunderung folgen?“ Wir übersehen hierbei die Uebertreibungen Schillers nicht! Schiller ist aber, wie wir hören, bereit, den ganz Schlimmen zum Helden zu wählen.

In der Abhandlung: „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ (1792) wird ausgeführt: Die ganze Macht des Sittengesetzes erweise sich nur dann, wenn es mit allen übrigen Naturkräften in Streit gezeigt werde und alle neben ihm ihre Gewalt über ein menschliches Herz verlieren. Diesen Streit und jene Macht habe die Tragödie zu zeigen. „Die höchste Konsequenz eines Bösewichts in Anordnung seiner Maschinen ergötzt uns offenbar, obgleich Anstalten und Zweck unserem moralischen Gefühl widerstreiten. Ein solcher Mensch ist fähig, unsre lebhafteste Teilnahme – abermals hören wir Lessing! – zu erwecken, und wir zittern vor dem Fehlschlage derselben Pläne, deren Vereitelung wir, wenn es wirklich an dem wäre, daß wir alles auf die moralische Zweckmäßigkeit beziehen, auf feurigste wünschen sollten... Wir rechnen dem konsequenten Bösewicht die Besiegung des moralischen Gefühls, von dem wir wissen, daß es sich notwendig (– also keine absolute Bosheit! –) in ihm regen mußte, zu einer Art von Verdienst an, weil es von einer gewissen Stärke der Seele und einer großen Zweckmäßigkeit des Verstandes zeugt, sich durch keine moralische Regung in seinem Handeln irre machen zu lassen.“

Hier wird abermals eine neue Seite des kriminellen Seelenlebens als ästhetisch aufgezeigt.

Im Aufsatz „Ueber die tragische Kunst“ (1792) bekennt sich Schiller wieder zu Aristoteles: „Der tragische Dichter gibt also mit Recht dem gemischten Charakter den Vorzug, und das Ideal seines Helden liegt in

gleicher Entfernung zwischen dem ganz Verwerflichen und dem Vollkommenen.“ Schillers eigene Helden entsprechen dem. Franz Moor und Sekretär Wurm bleiben zweifelhaft. Anders Goethe Helden, insbesondere Orest, der edle Mann, der viel verbrach. Mittlere Beschaffenheit wird geradezu wörtlich beschrieben!

Schiller kostet aber sein Thema, das ihm wohlgefällig ist, ganz aus. In den „Zerstreuten Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände“ (1792) bemerkt er: Nicht nur die Gewissensangst eines Verbrechers, sondern seine pflichtwidrigen Handlungen selbst, der wirkliche Aktus eines Verbrechens kann uns in der Darstellung gefallen. „Die Medea des griechischen Trauerspiels, Klytämnestra, die ihren Gemahl ermordet, Orest, der seine Mutter tötet, erfüllen unser Gemüt mit einer schauerlichen Lust. Selbst im gemeinen Leben entdecken wir, daß uns gleichgültige, ja selbst widrige und abschreckende Gegenstände zu interessieren anfangen, sobald sie sich entweder dem Ungeheuren oder dem Schrecklichen nähern.“ Aehnlich endlich in den „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst“ (1802). Die Abweichung des ästhetischen Urteils vom moralischen sei merkwürdig und verdiene Aufmerksamkeit. Die ästhetische Beurteilung sehe auf die Kraft. Kraftmangel sei etwas Verächtliches, ebenso jede Handlung aus Mangel an Kraft. „Umgekehrt kann uns eine teuflische Tat, wenn sie nur Kraft verrät, ästhetisch gefallen.“

Gustav Freytag zieht in seiner „Technik des Dramas“ (1876) das Fazit. Der Satz des Aristoteles, daß die Charaktere der Helden aus böse und gut gemischt sein müssen, gilt, auf die veränderten Verhältnisse unsrer Bühne angewendet, noch heute. „Der Bühne der Germanen ist die Frage, wieviel der Dichter darin zu wagen habe, seit Shakespeare kaum zweifelhaft. Der Zauber seiner schöpferischen Kraft wirkt vielleicht auf jeden, der selbst zu bilden versucht, am gewaltigsten durch die Ausführung, welche er seinen Bösewichtern gegönnt hat. Sowohl Richard III. als Jago sind Musterbilder, wie der Dichter auch die Bösen und Schlechten (künstlerisch) schön zu bilden habe. Die starke Lebenskraft und die ironische Freiheit, in welcher sie mit dem Leben spielen, verbindet ihnen ein höchst imponierendes Element, welches ihnen widerwillige Bewunderung erzwingt. Beide sind Schurken ohne jeden Beisatz einer mildernden Eigenschaft. Aber in dem Selbstgefühl überlegener Naturen beherrschen sie ihre Umgebung mit einer fast übermenschlichen Energie und Sicherheit.“

Mit einem Male zeigt sich uns eins: das unbewegte, das immer gleichmäßige kampflose Seelenleben des ganz Tugendhaften, ganz Edelmütigen, ganz Gerechten ist undramatisch, weil ohne Entwicklung, und deshalb für die Tragödie ungeeignet.

Auch Friedrich Nietzsche ist Aesthet. Im „Willen zur Macht“, darunter er alles organisch und geistig Wirkende schon im Sinne der neuesten Naturwissenschaft versteht, gibt er eine Auslese. „Die Idealisierung des großen Frevlers (der Sinn für seine Größe) ist griechisch.“ „Wir nehmen die Leidenschaft als ein Vorrecht, wir finden nichts groß, wo nicht ein großes Verbrechen einbegriffen ist; wir konzipieren alles Groß-sein als ein Sich-außerhalb-stellen in bezug auf Moral.“ „Wir widerstreben (irrtümlicherweise) der Vorstellung, daß alle großen Menschen Verbrecher waren (nur im großen Stile und nicht im erbärmlichen), daß das Verbrechen zur Größe gehört (– so nämlich geredet aus dem Bewußtsein der Nierenprüfer und aller derer, die am tiefsten in große Seelen hinuntergestiegen sind –).“ Ebenso im „Jenseits von Gut und Böse“: „Die Advokaten eines Verbrechers sind selten Artisten genug, um das schöne Schreckliche der Tat zugunsten ihres Täters zu wenden.“ Hier eine ganz deutliche Aesthetik des verbrecherischen Aktes, wie bei Schiller, aber über ihn noch hinaus gesteigert.

So sehen wir durch unverrückbare Jahrtausende alte ästhetische Gesetze das Kriminelle seit allen Zeiten und für alle Zeit in den Bereich der Dichtung erhoben. Gerade die Meisterstücke der Dichter stehen auf dem Boden des Kriminellen!

Die Epigonen der Klassiker und die Neueren und Neuesten halten an diesen Grundsätzen fest. Gerhart Hauptmanns Florian Geyer ist ähnlich wie Götz von Berlichingen von gemischter, mehr guter als böser Beschaffenheit. Die diebische Waschfrau Wolf im „Biberpelz“ versöhnt durch Seiten des Gemüts und ihren Humor, dessen Grundlage – wie auch bei Jago – die souveräne Freiheit ist, die ihre überlegene Kraft an den Gestalten der Umgebung mit spielender Laune erweist. In Gerhart Hauptmanns „Ratten“ geschieht ähnliches: die Ironie der soziologischen Idee wird gezeigt. Auch für die Komödie ist das Kriminelle ästhetisch zu verwerten. Hierher gehört ebenfalls Kleists „Zerbrochener Krug“.

Jetzt erkennen wir auch den Begriff des Tragischen. Jene Furcht und jenes Mitleid, die das Tragische erwecken soll, haben kriminelle Verknüpfungen. Der Held von mittlerer Beschaffenheit zwischen Gut und Böse ähnelt uns selbst, wir sind gewissenmaßen es selbst. Wir leiden alle an einer mehr oder minder deutlichen latenten Kriminalität, an einer heimlichen, oft nur durch die Gesetze gehemmten Bereitschaft zum Verbrechen, die unter glücklichen Umständen die Schwelle der Tat nicht überschreitet. Unsre offenbaren oder verborgenen kriminellen Instinkte werden durch die Tragödie in eine geheimnisvolle, teilweise unbewußte Mitschwingung versetzt; sie können sich, zuschauend, zuhörend, an der dichterischen Darstellung des Verbrechens ausleben, ohne sich vielleicht real im Leben betätigen zu müssen. Auf diesem Wege werden in uns Furcht und Mitleid mit dem tragischen Helden der Bühne erweckt. Die Katharsis, die Reinigung und Läuterung vollzieht sich an uns selbst. Das ist das tiefste Geheimnis des Tragischen, das selbst im Filmdrama und Kriminalroman durchschimmern kann. Dieser feinste ästhetische Begriff hat kriminelle Färbung und ist mit unserem eigensten, innersten Menschentum, unsrer mittleren moralischen Beschaffenheit auf das engste verknüpft. Deswegen vor allem kann und wird die Dichtung vom Kriminellen sich niemals lösen, solange unser Menschentum sich nicht wandelt!

Ist der Dichter in gewisser Beziehung ein gesteigerter Mensch, so hat er aus seinen latenten, den heimlichen kriminellen Instinkten heraus die tiefe Schau in Urmenschliches mit seherisch zurückgewandtem Blick. Mit dem Distanzgefühl des Unbürgerlichen begreift er den unversöhnlichen Konflikt zwischen unsrer Kultur und unsrer animalischen Natur und schildert das tragische Ringen des hochgestuften Urmenschensohnes ohne moralische Wertung, rein menschlich und mit künstlerisch-ästhetischer Freude am großen Geschehen an sich.

Vielleicht geschieht in einzelnen Fällen etwas mehr. Wie der Zuschauer in der Tragödie, reinigt vielleicht auch schon der Dichter beim Schaffen durch Furcht und Mitleid sein eigenes Innerstes von den latenten kriminellen Instinkten, die im Hochgestuften gesteigert sein können.

Vielleicht ist bei manchen Dichtern – so bei Schiller, Friedrich Hebbel, Dostojewski, Strindberg – die intensive Befassung mit kriminellen Gegenständen entsprungen aus dem vielleicht unbewußten Gefühle der eigenen kriminellen Gefährdung ihres Innersten, der sie mit ihrem Schaffen ausweichen. Dann hätten wir noch eine letzte psychologisch unlösbare Verankerung des Kriminellen mit der Dichterseele selbst. Ihre eigene Reinigung und Läuterung vollzieht sich.

Bemerkenswert auch und zum Teil erschütternd, selbst in ihrer Ueberhebung, sind die Worte Georg Kaisers anlässlich seiner Münchner Verurteilung: „Wenn ich mich in irgendeinem Falle als Verbrecher gefühlt hätte, dann hätte ich auch die Unruhe des Verbrechers gehabt, aber nicht die unverminderte Seligkeit des Schaffens. Wer viel geleistet hat (Die Rechtfertigung Benvenuto Cellinis), ist schon dadurch straffrei. Man stellt nicht einen Heinrich von Kleist oder einen Büchner vor Gericht. Unsinnig ist der Satz: alles ist gleich vor dem Gesetz. Ich bin nicht jeder. Ich bin in die Weltliteratur eingezogen. Es ist ein nationales Unglück, das mich betroffen hat. Halbmast sollte man flaggen. Was mit mir hier geschieht, geht in der Weltgeschichte nicht unter. Ich habe die deutsche Sprache in eine so neue Möglichkeit gelenkt wie die lutherische Bibelübersetzung. Ich habe den Luxus nur gesucht (Rechtfertigung seiner Tat) als Negation der verhaßten Realität... Ein Dichter muß seine eigenen Kinder abschlagen können, wenn ihm das die Möglichkeit zum Schaffen gibt!“ – –

Beachtenswert ist, wie gerade gegensätzlich ein anderer Dichter, der Engländer Oskar Wilde, sich im Zuchthause mit seiner Verurteilung wegen Sittlichkeitsverbrechens auseinandersetzt. In seiner berühmten *Epistola in carcere et vinculis* schreibt er: „Das Wichtigste, was vor mir liegt, ist: alles, was an mir getan worden ist, in mich aufzusaugen, zu einem Teil von mir zu machen, ohne Murren, Bangen und Sträuben hinzunehmen... Ich bin für viel verurteilt worden, was ich nicht getan habe, und es gibt noch mehr in meinem Leben, für das ich niemals zur Rechenschaft gezogen wurde... Irgendwie habe ich diese Dinge für mich gerecht und richtig zu machen... Es ist meine Aufgabe, alles, was mich betroffen hat, zum Guten für mich zu wenden. Alle diese Erniedrigungen im Zuchthause habe ich ins Geistige zu übersetzen.“ Auch er rechtfertigt seine Tat: Seine Veranlagung erklärt er sich folgendermaßen: [„]Was mir das Paradoxe in der Sphäre des Denkens war, wurde mir das Perverse im Bereich der Leidenschaft. Die Begierde war schließlich eine Krankheit oder Wahnsinn oder beides.“ Ihm, dem Verurteilten, schreibt er weiter, bleibt nur, „völlige Demut“. Schmerz und Leiden sind „gleichsam Urform und Prüfstein aller großen Kunst“. So will er durch das Leiden der Zuchthausstrafe zu noch größerer Kunst aufsteigen. Vorbild ist ihm Christus, den er zum größten

Dichter macht. Und schließlich als Mittelpunkt der Epistola die aufragende Größenidee, zum Zwecke der Selbstaufrichtung die Selbstverherrlichung ohnegleichen. „Ich war ein Repräsentant der Kunst und Kultur meines Zeitalters... Die Götter hatten mir fast alles verliehen. Ich besaß Genie, einen erlauchten Namen, Ruhm, Glanz. Ich habe die Kunst zu einer Philosophie, die Philosophie zu einer Kunst gemacht; ich habe die Menschen anders denken gelehrt... Drama, Roman, Gedicht in Prosa, Versgedicht, alles was ich berührte, hüllte ich in ein neues Gewand der Schönheit... alle philosophischen Systeme faßte ich in einen Satz, das ganze Dasein in ein Epigramm zusammen.“ So vollendete sich – in seiner Vorstellung – Oskar Wilde im Zuchthause zu Reading! In seinem berühmten Roman „Das Bildnis des Dorian Gray“ hat sich Oskar Wilde selbst geschildert, mit seiner zynisch überlegenen Verachtung aller Vorurteile, seiner unersättlichen Gier nach Schönheit, Rausch und Sinnenlust, hat sich bewußt jenseits von Gut und Böse gestellt, zeigt keinen Willen zum Sittlichen, kein Gefühl für moralische Verantwortlichkeit. Der Roman das geschriebene Verbrechen!

Und in seiner aufwühlenden Epistel *De profundis* aus dem Zuchthause ein Bekenntnis voll Qual und Tragik, unerhört in der Wucht ihrer Unmittelbarkeit und letzten Durchführltheit, eine Dichtung von unvergänglichem Wert mit mächtig quellender Bilderpracht der herrlich dahinrauschenden Sprache. Und die grandiose Ballade vom Zuchthaus in Reading, erst im Exil auf französischem Boden geformt, vielleicht die beste Ballade, die das Balladenland England hervorgebracht hat!

So vermögen sich Kunst und Verbrechen wechselseitig zu durchdringen. Wir erhalten einen tiefen, tragisch gefärbten Einblick in die menschliche Seele und in die schicksalhafte Verquickung von Wunschwelt und Wirklichkeit. Sein eigener Aphorismus, in dem er glänzte, mit dem er blendete, hat Oskar Wilde Lügen gestraft: „Durch die Kunst und nur durch die Kunst werden wir vollkommen. Die Kunst und nichts als die Kunst kann uns vor den schmutzigen Gefahren des Lebens schützen.“

Aus dem Religiösen, dem das antike und das neuere Drama, die höchsten Dichtungsgattungen, entstammen, ging die Erlösungsidee in die Tragödie über. Schon bei den griechischen Tragikern werden Orest, Oedipus, Prometheus erlöst, entsühnt. Orest durch den Freispruch der Pallas Athene auf dem Areopag; Oedipus wird auf Kolonos mit seinen Leiden in eine wunderbare Verklärung emporgehoben. Eine Erkenntnis kommt über uns: derselbe, der das Rätsel der Natur – jener widerspruchsvollen, doppelgearteten Sphinx – löst, zerbricht – fast folgerichtig – auch als Mörder des Vaters und Gatte der Mutter die heiligsten Naturordnungen. Deshalb die Erlösung, die Entrückung. Prometheus, an den Felsen des Kaukasus geschmiedet, weil er das Feuer vom Himmel raubte und den Menschen brachte, wird von Herkules befreit, erlöst. „Die dem titanisch strebenden Individuum gebotene Notwendigkeit des Frevels“ wird im Schicksal des Prometheus dargestellt. „Das Beste und Höchste, dessen die Menschheit teilhaftig werden kann, erringt sie durch einen Frevel“ (Nietzsche). Deshalb die Erlösung.

Der Reiz des Kriminellen für den Einzelnen wie die Gesamtheit liegt nicht nur in dem Urgegensatz von Gut und Böse, sondern auch in dem Urgegensatz von Frei und Unfrei, der jedem Menschen innewohnt, d. h. der Gegensatz von individuellem, naturhaftem Freisein zu gesellschaftlicher gleichmäßiger Ordnung und Gebundenheit. In den Kriminellen, den Entgleisten, den aus der ewig geruhsamen Ordnung Tretenden respektiert, dunkel ahnend, der Mensch der geregelten Gesellschaft den auch in ihm schlummernden naturhaften Urtrieb zum Freisein, entbunden von den Fesseln notwendiger gesetzmäßiger Ordnung, in der das individuelle Freie leicht das Gefährliche werden kann. „Man hat sich über und außerhalb des Naturgesetzes gestellt!“ (Strindberg: „Rausch“).

Goethe hat in der Iphigenie und im Faust die Erlösungsidee aufgenommen und durchgeführt. In anderen Meisterwerken der Dichtkunst liegt der Erlösungsgedanke etwas verborgener, z. B. in Maria Stuart, Jungfrau von Orleans. Richard Wagner im „Fliegenden Holländer“, „Tannhäuser“, „Tristan“, „Nibelungenring“ und „Parsifal“ führt an seinen tragischen Gestalten mit versteckt kriminelltem Einschlag den Erlösungsgedanken deutlich durch. Und wie die Religion, wie wir sehen, die weltliche Strafe ursprünglich nicht in ihre Wirkungen aufnimmt, wie ihr nur Reue, Besserung, Heilung, Erlösung vom Uebel am Herzen liegt, so auch der Dichtkunst und den Dichtern vorwiegend die Erlösung, die innere Entsühnung ihrer Helden. Religion und Dichtkunst treffen sich hier in ihren erhabensten Wirkungen.

Das gewaltige Urthema der großen Menschheitssymphonie wurde zum Leitmotiv der Reinigung, Läuterung, Erlösung.

Auch an der Darstellung des Kriminellen in der Weltliteratur vollzieht sich die große sittliche Läuterung des Menschengeschlechts und unsrer selbst.